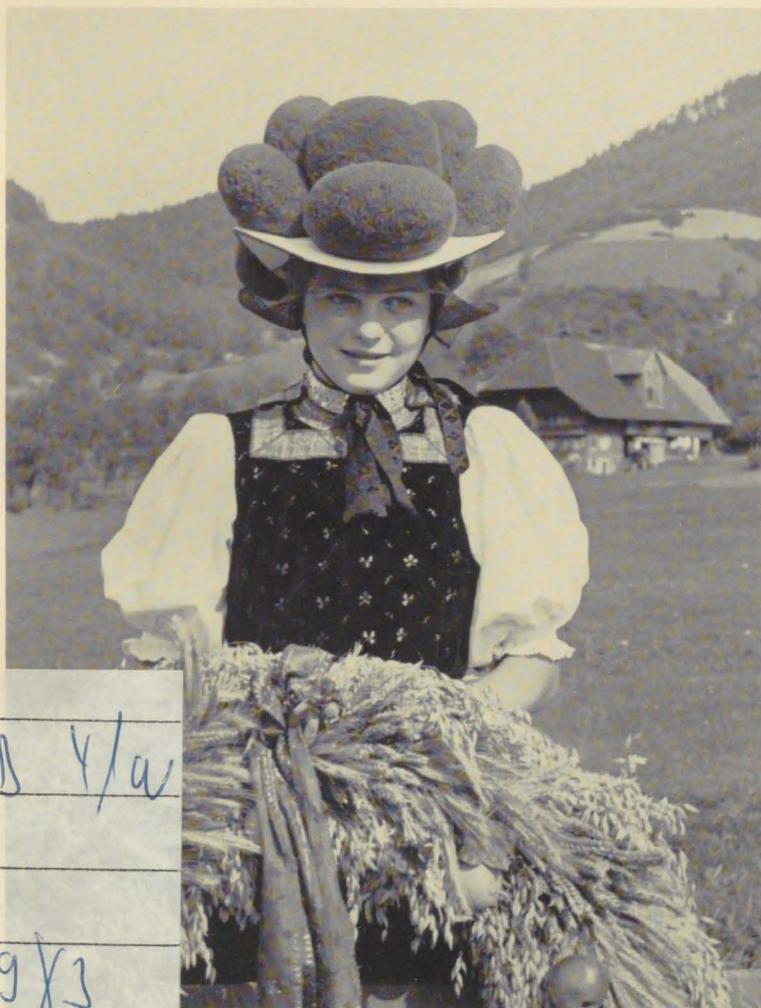


BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg



07 B 4/a
 63
 1983
 MK TR +

Erntedankfest in Gutach
 Aufnahme: E. v. Pagenhardt, Baden-Baden

317 2 11. 04. 83

Herausgeber

**Landesverein
Badische Heimat e. V.**für Heimatkunde und Heimatpflege,
Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst,
FamilienforschungPräsident: Ludwig Vögely
Schriftleiter: Heinrich Hauß
Redaktion: 7500 Karlsruhe,
Jahnstraße 9Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12
7800 Freiburg i. Br., Tel. (0761) 73724
Für den Inhalt der einzelnen Beiträge
sind ausschließlich deren Verfasser
verantwortlich.Diese Zeitschrift erscheint viertel-
jährlich. Der Verkaufspreis ist durch
den Mitgliedsbeitrag abgegolten.Ab 1. Jan. 1982
Jahrespreis
für Einzelmitglieder DM 35.—Einbanddecken zu 7,50 DM für den
Jahrgang 1982 sind vorrätig.Alle Rechte der Vervielfältigung und
Verbreitung behält sich der Landesver-
ein vor. Veröffentlichte Manuskripte
gehen in das Eigentum des Landesver-
eins über.Alle Sendungen für die Zeitschrift
sind an die Redaktion, Jahnstraße 9,
7500 Karlsruhe, zu richten.Für unverlangte Manuskripte und
Besprechungsstücke wird keine
Haftung übernommen.Zahlstellen des Landesvereins
Postscheckkonto Karlsruhe 164 68-751
Bankhaus I.A. Krebs, Freiburg i. Br. 873
BLZ 680 301 00
Deutsche Bank Freiburg i. Br. 3704 37
BLZ 680 700 30
Öffentl. Sparkasse Freiburg,
Girokonto 200 3 201
BLZ 680 501 01Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.
Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse Freiburg
Vermerk: Spende Badische Heimat bitte nicht
vergessenGesamtherstellung
und Anzeigenverwaltung:
G. Braun, Druckerei und Verlag,
Karl-Friedrich-Straße 14-18
7500 Karlsruhe 1
Telefon (0721) 165-1
Telex 7 826 904 vgb d
Reproduktionen:
Reprotechnik Specht, Karlsruhe

Editorial	
„Chnöpfl und Schnitz“. <i>Heinrich Hauß</i>	187
„Wutachio! Notruf!“. <i>Ludwig Vögely, Karlsruhe</i>	189
Badische Trachtenpflege in Vergangenheit und Gegenwart. <i>Heinz Schmitt, Karlsruhe</i>	191
Die Insel im Trachtenmeer Baden — es gibt sie wieder. <i>Jürgen Oßwald, Schutterwald</i>	199
Kraichgau tracht. <i>Dagmar Wagner, Wiesloch-Baieral</i>	207
Profanbauten des Barock in Waldshut — Weizenegger im Gefolge Bagnatos. <i>Konrad Sutter, Waldshut</i>	219
Ein Fachwerkbau städtischen Gepräges in dörflicher Umgebung. <i>Klaus Hörter, Adelsheim</i>	233
Der Begriff „Heimat“ in progressiver Definition	244
Das rollende Feuerrad. <i>Gerhard Layer, Buchen</i>	245
Theodor Konrad Hartleben Einer der ersten Karlsruher Geschichtsschreiber und seine Durlacher Tätigkeit. <i>Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	249
Landtagsabgeordnete im Theater. <i>Günther Haass, Karlsruhe</i>	253
Besuch auf der Bühlerhöhe. <i>Klaus W. Jonas, Pittsburg</i>	257
Ein Katastrophenbericht aus Überlingen aus dem Jahre 1790. <i>Hermann Schmid, Überlingen</i>	265
Das festungs- und waffengeschichtliche Museum der Stadt Philippsburg. <i>Helmut Brutsche, Philippsburg</i>	275
Die Museumsstraße Odenwälder Bauernhaus. <i>Wolfgang Lerner, Walldürn</i>	279
Badische Vaterlandskunde. <i>Helmut Bender, Freiburg</i>	287
Ludwig Auerbach Zum 100. Todestag des Heimatdichters. <i>Helmut Bender</i>	295
Albert Köbele (1909—1982) Der Vater der badischen Ortssippenbücher ist tot! <i>Rolf Eilers, Freiburg</i>	299
Buchbesprechungen	303
Der Büchertisch	308
Anschriften der Autoren dieses Heftes	310

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege / Natur- und Denkmalschutz
Volkskunde und Volkskunst / Familienforschung

Herausgegeben im Auftrage des

Landesvereins Badische Heimat e. V.

Präsident: Ludwig Vögely, Karlsruhe

Schriftleitung: Heinrich Hauß, Karlsruhe

63. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis

mit Ekkhart 1983 und 1984



Haus Badische Heimat, Freiburg i. Br., Hansjakobstraße 12

I. Aufsätze

1. Kulturgeschichte

Heft Seite

Erbe verpflichtet, Das Kolleg St. Blasien		
Josef Adamek S.J., St. Blasien	3	501
Badische Vaterlandskunde		
Helmut Bender, Freiburg	1	287
Aus der Geschichte der evangelischen Kirchen in Karlsruhe		
Gustav Adolf Benrath, Mainz	3	567
Wilhelm Emelé malt das Gefecht von Nuits am 18. Dezember 1870		
Helmut Brosch, Buchen	E 83	63
Landtagsabgeordnete im Theater		
Günther Haass, Karlsruhe	1	253
Ein Fachwerkbau städtischen Gepräges in dörflicher Umgebung: Das vom Abbruch bedrohte Haus „Kreuz“ in Stetten		
Klaus Hörter, Adelsheim	1	233
Besuch auf der Bühlerhöhe		
Klaus W. Jonas, Pittsburg	1	257
Häuser im Bodenseegebiet		
Edmund Kiehle, Eppingen	E 84	151
Johannes Ell und seine Familie		
Karl Werner Klüber, Hamburg	3	509
Schmiedeeiserne Grabkreuze in Baden		
Katharina Lucke, Denzlingen	E 84	143
Briefe des Johann Rudolf und Carl Friedrich Iselin in Basel und Kopenhagen		
Gaston Mayer, Karlsruhe	3	585
Ein „Bericht über den Erfund der im Stift St. Blasien vorhandenen Orgelpositive“ aus dem Jahre 1807		
Anton Merkle, Merzhausen	3	523
Dr. Franz Ferdinand Mayer von Fahnenberg		
Günther Noé, Neubiberg	E 83	99
Schöne Park- und Waldbäume bei Salem		
Heinz Neunhoffer, Heiligenberg	2	435
Der Bau der Uferstraße von Ludwigshafen nach Überlingen 1846—1850		
Hermann Schmid, Überlingen	2	425
Ein Katastrophenbericht aus Überlingen aus dem Jahr 1790		
Hermann Schmid, Überlingen	1	265
Alte Dreikönigsbilder am Oberrhein II		
W. A. Schulze, Ilvesheim	E 84	119
Anton Haizinger/1827—1891		
Franz Stubenvoll, Wien	E 83	109
Profanbauten des Barock in Waldshut		
Konrad Sutter, Waldshut	1	219
Friedrich Ostendorf		
Zoltán Tóth, Karlsruhe	E 83	151
Der Spiegel, Ein barockes Motiv in badischen Beispielen		
Johannes Werner, Karlsruhe	E 83	39
Nannette Leutner, ein kurz aufleuchtender Stern am Karlsruher Hoftheater		
Friedrich Wielandt, Karlsruhe	E 83	87
Zur Baugeschichte der barocken Klosteranlage und des Domes in St. Blasien		
Jakob Wörner, Neuenburg	3	487

2. Geschichte

Der ersten Aufruher ain Anfänger		
Wolfgang Duffner, Brigachtal	3	561
Melanchthons Heidelberger Tage		
Lilli Fehrle-Burger, Heidelberg	3	553

Unsri Allemannesproch un ihri alte Hüeter		
Karl Kurrus, Freiburg	2	325
Neue alemannische Dichtung am Hochrhein		
Gerhard Jung, Lörrach	2	331
Die Hermann-Burte-Gesellschaft		
Magdalena Neff, Basel	2	381
Alemannisch dunkt üs guet		
Die Muettersproch-Gesellschaft		
Klaus Poppen, Unteribental	2	369
Mosbacher Wörterverzeichnis von 1808		
Paul Waibel, Karlsruhe	2	395

7. Brauchtum, Trachten

Das rollende Feuerrad		
Gerhard Layer, Buchen	1	245
Die Insel im Trachtenmeer Badens — es gibt sie wieder		
Jürgen Oßwald, Schutterwald	1	199
Badische Trachtenpflege in Vergangenheit und Gegenwart		
Heinz Schmitt, Karlsruhe	1	191
Kraichgau-Tracht		
Dagmar Wagner, Wiesloch-Baiertal	1	207

8. Museen unserer Heimat, Ausstellungen

Das festungs- und waffengeschichtliche Museum der Stadt Philippsburg		
Helmut Brutsche, Philippsburg	1	275
Das Heimatmuseum in Heildesheim		
Edmund Kiehnle, Eppingen	2	449
Die Museumsstraße Odenwälder Bauernhaus		
Wolfgang Lermer, Walldürn	1	279
Luther und die Reformation am Oberrhein		
Vorschau auf eine Ausstellung		
Gerhard Schwinge, Karlsruhe	3	545
Töpfereien in Rotenfels und Oberweiler		
Maria Schüly, Freiburg	3	647
Das Heimat- und Keramikmuseum der Brezel- und Töpferstadt Kandern		
Ernst M. Wallner, Heidelberg/Kirchzarten	3	629

9. Das aktuelle Thema

„Wutachio! Notruf!“		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	1	189
Praktizierter Naturschutz. Vorbildlicher Einsatz der Ortsgruppe Mannheim		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	2	313
130 Jahre Denkmalspflege		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	3	475

10. Begriff der „Heimat“ in progressiver Definition

Verhältnisse zu Menschen als Heimat	1	244
Mundart und Heimat	2	384
Orte — Erinnerung — Topographie	3	584

5. *Persönlichkeiten*

Heft Seite

Eugen Falk-Breitenbach		
Ludwig Birk, Heidelberg	E 84	189
Ludwig Auerbach		
Helmut Bender, Freiburg	1	295
Jakob Lindau — Kaufmann und Politiker		
Helmut Bender, Freiburg	3	589
Von der Aktualität eines Unzeitgemäßen — Max Picard		
Manfred Bosch, Rheinfelden	E 84	55
Justus Hermann Wetzel — Umriss eines Bildes		
Guntram Brummer, Überlingen	E 83	81
Die Kunst braucht viele Leben: Die Egler-Brüder		
Hubert Doerrschuck, Karlsruhe	E 84	195
Albert Köbele		
Rolf Eilers, Freiburg	1	299
Unbekannte Briefe aus der Frühzeit von Alban Stolz		
Peter Galli, Bruchsal	E 84	203
Prof. Dr. Max Weber, Heimatkundler, Historiker, Pädagoge		
Gerhard Hoffmann, Rastatt	E 84	97
Max Freiherr von Holzing-Berstett		
Klaus W. Jonas, Pittsburg	E 83	127
Die Gebrüder Reiß aus dem Kinzigtal		
Kurt Klein, Hausach	E 83	119
Richard Gäng		
Karl Kurrus, Freiburg	E 84	91
Carl Ferdinand Schmalholz		
Folkmar Längin, Wessling	E 83	93
Ein bedeutender Physiker und Hochschullehrer: Prof. Dr. Max Kohler		
Friedemann Maurer, Braunschweig	E 83	145
Ehrung für den Mundartdichter Hans Hauser		
Hermann Preiser, Villingen	3	646
Hermann Schneider-Strittmatter 70		
Rudolf Sachs, Ettlingen	3	645
Hören lernen in das dunkle Geheimnis hinein. Zum Tode des Religionsphilosophen Bernhard Welte		
Richard Schleyer, Karlsruhe	E 84	61
Theodor Konrad Hartleben		
Engelbert Strobel, Karlsruhe	1	249
Prof. Dr. Werner Künzig		
Gernot Umminger, Emmendingen	E 83	137
Alfred Maul zum 75. Todestag		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	E 83	149
Franz Josef Faller		
Ernst M. Wallner, Kirchzarten	E 84	211
Dr. Franz Laubenberger zum 65. Geburtstag		
Hans-Jakob Wörner, Neuenburg	E 84	93

6. *Mundart*

Anfänge und Entwicklung der Mundartliteratur im badischen Frankenland		
Peter Assion, Marburg/Walldürn	2	401
Das badische Wörterbuch		
Gerhard W. Baur, Freiburg	2	387
Was ist das mit der Mundart?		
Kurt Bräutigam, Freiburg	2	315
Romeo-Fritz Römhildt, der „Klassiker der Karlsruher Mundartdichtung“		
Hubert Doerrschuck, Karlsruhe	2	413
Hebelbund Lörrach		
Ernst Kaiser, Lörrach	2	373

Das Turenne-Denkmal in Sasbach Reiner Haehling von Lanzenauer, Baden-Baden	3	597
St. Blasien während und nach der Säkularisation Franz Hilger, Pfaffenweiler	3	515
Skizzen zur Geschichte St. Blasiens Hugo Ott, Freiburg	3	479
Schwetzingen — 150 Jahre Stadt Karl Wörn, Schwetzingen	3	603
Leibfrei aus landesväterlicher Huld — Vor 200 Jahren: Aufhebung der Leibeigenschaft in Baden Hans-Leopold Zollner, Ettlingen	2	419
Minerva im Karlsruher Schloß Hans-Leopold Zollner, Ettlingen	3	581
Herrscherin auf dem badischen Thron — Vor 250 Jahren starb Markgräfin Franziska Sibylla Augusta Hans-Leopold Zollner, Ettlingen	E 84	175

3. Literatur/Literaturgeschichte

„... Was war das für ein Weg gewesen“ — Maria Beig Manfred Bosch, Rheinfelden	E 84	39
Die Weisheit zweier Völker — Zum 100. Geburtstag von René Schickele Gustav Faber, Badenweiler	E 84	49
Zugeständnisse an das Leben — Betrachtung zu Otto Flake anlässlich seines 20. Todestages Michael Farin, München	E 84	45
Johann Peter Hebel: Oder die Welt des Vaters und der Mutter Karl Foldenauer, Karlsruhe	3	623
„Aus einer unbegrenzten kosmischen Dunkelwolke — schwach ein einziger Stern“ — Reinhold Schneiders „Winter in Wien“ Heinrich Hauß, Karlsruhe	E 84	67
Vermittler zwischen Ost und West — Zum 200. Geburtstag des Dichters und Hebel-Übersetzers Wasilij Shukowskij Josef Müller, Karlsruhe	E 84	77
Lehrjahre im Gasthaus Johannes Werner, Karlsruhe	3	613

4. Malerei

Ludwig Barth, dem Maler und Graphiker zum 85. Geburtstag Richard Bellm, Karlsruhe	3	639
Dem Maler und Graphiker Hans Meid zum 100. Geburtstag Richard Bellm, Karlsruhe	E 84	169
Die Gegenwärtigkeit Artur Grimms Michael Sieber, Dossenheim	E 84	111
Zum Werk Werner Gürtners Guntram Brummer, Überlingen	E 83	75
Albert Jogerst — Der Bildhauer der Ortenau L. Börsig	E 84	107
Otto Laible Gerd Presler, Karlsruhe	E 83	57
Friedrich Kummer — ein Maler des Markgräflerlandes Michael Sieber, Dossenheim	E 84	113
Richard Bellms Feldberglandschaften Franzsepp Würtenberger, Karlsruhe	E 83	49
Max Egon Martin Franzsepp Würtenberger, Karlsruhe	E 84	99

11. Religion, Kirchen

Heft Seite

Chronik der katholischen Kirche 1982		
Arnold Amann, Freiburg	E 83	177
Chronik der katholischen Kirche 1983		
Josef Dewald, Karlsruhe	E 84	223
Chronik der evangelischen Landeskirche Badens 1981/82		
Hermann Erbacher, Karlsruhe	E 83	169
Chronik der evangelischen Landeskirche Badens 1983		
Hermann Erbacher, Karlsruhe	E 84	231
Luthertum in Baden		
Gottfried Gerner-Wolfhardt, Dühren	3	531
23. Juli 1821: Union der evangelischen Kirchen in Baden		
Adolf Schmid, Freiburg	3	537

II. Gedichte

Hermann Burte, Spracharten	2	383
Juliane Chakravorty, Winterstimmung	E 83	168
Julian Dillier, Mändschä sind mängisch wie Gäärtä	E 84	89
Bruno Epple, Vaitas Vanitatum	E 84	90
Hans Hauser, Mi Mottersproch	3	638
J. P. Hebel, Der Winter	E 83	86
J. P. Hebel, Trost	E 83	56
Gerhard Jung, Im große un ganze	2	372
Lina Kromer, Fremd in dr Heimat	E 84	188
Lina Kromer, Mer henn's un mer lebe's	E 84	54
Karl Kurrus, Schwiige	2	380
Karl Kurrus, S Eige zeige	2	364
Karl Kurrus, Muat un Kraft firs neui Werk	E 84	2
Oskar Loerke, Die ehrwürdigen Bäume	2	448
Fritz Römhilt, Naturschutz	2	412
Fritz Römhilt, Norr net philosophiere	2	418
Karl Seemann, Wintermond	E 83	136
Karl Seemann, Der Morgen	E 83	148
Karl Seemann, Altern	3	612

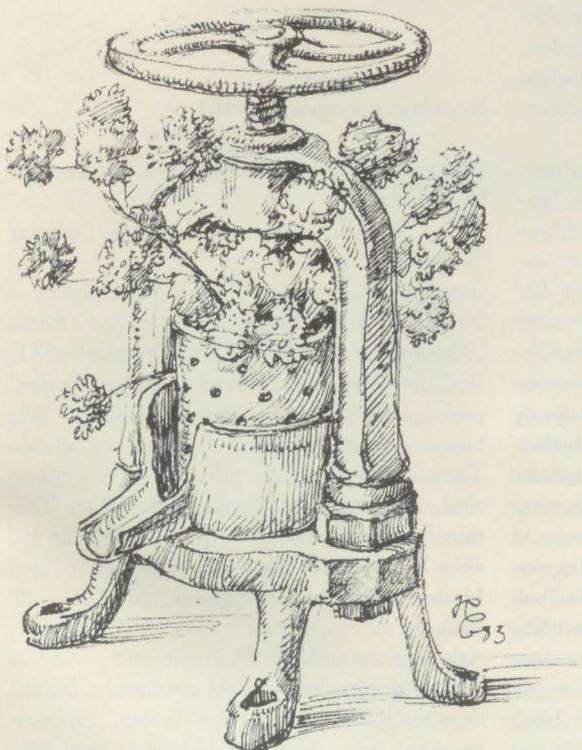
III. Buchbesprechungen

Buchbesprechungen	1	303
	2	459
	3	651

„Chnöpfli und Schnitz“

J. P. Hebel an Gyßler

Nov. 1802



Fruchtpresse, Ende 19. Jahrhundert

Zeichnung: Prof. Richard Bellm, Karlsruhe

Nach dem Ausscheiden des verdienten Schriftleiters Ernst Bozenhardt (Freiburg) hat eine neue Schriftleitung zusammen mit einem Redaktionsteam die Betreuung der „Badischen Heimat“ übernommen. Wir greifen damit auf einen schon vor Jahren unternommenen Versuch zurück, die Gestaltung der Hefte in die Hand einer Redaktion zu geben. Voraussetzung der Funktionsfähigkeit einer solchen Redaktion ist allerdings, daß die Mitarbeiter am gleichen Ort wie der Schriftleiter ihren Wohnsitz haben und so leicht erreichbar bleiben.

Die Ergänzung der Schriftleitung durch ein Redaktionsteam bringt mancherlei Vorteile: ein breiteres Spektrum von Ansichten, Reichtum der Ideen bei der Gestaltung der Hefte, fachliche Kompetenz bei der Beurteilung der auszuwählenden Arbeiten.

Dem Redaktionsteam gehören an: Prof. Dr. Richard Bellm, StProf. Dr. Günther Haass, Dr. Heinz Schmitt, Dr. Engelbert Strobel, Hans-Leopold Zollner.

Redaktion und Schriftleitung sehen eine ihrer wichtigsten Aufgaben darin, die Hefte 1–3 eines Jahrganges im Sinne von Schwerpunktsetzungen durchzugestalten. Jedes der drei Hefte soll in Zukunft ein Thema mit

drei bis vier Arbeiten in den Vordergrund stellen. Der Versuch, die einzelnen Hefte von einem Themenschwerpunkt her zu gestalten, scheint uns ein publizistisch-redaktionelles Gebot für eine mit drei Nummern erscheinenden Zeitschrift eines Landesvereins zu sein. Die Wahl der Themen kann auch als eine zurückhaltende Form von Aktualisierung der Hefte verstanden werden, wie sie einer im wesentlichen historischen Themen gewidmeten Publikation angemessen ist.

Die Themenschwerpunkte, die wir im voraus an dieser Stelle — nach Möglichkeit als Jahresprogramm — bekanntgeben wollen, erlauben es auch, unsere Autoren frühzeitig zu informieren und ihr geschätztes Interesse für die Themen zu wecken. Natürlich sind Schriftleitung und Redaktion bei diesem Gestaltungsprinzip von der Bereitwilligkeit der Autoren abhängig. Die Schwerpunktsetzung in den einzelnen Heften schließt die bisher gewohnte Fülle der Arbeiten, Verschiedenheit der Autoren und Regionen nicht aus, sondern ergänzt sie.

Es gehört zum Gestaltungsprinzip einer regelmäßig erscheinenden Publikation, daß sie für den Leser erwartbare Elemente enthält, deshalb wollen wir bestimmte Strukturelemente in den Heften verstärken beziehungsweise neu einführen. Die schon im Heft 2/82 begonnene Serie von Texten zum Thema „*Heimat*“ wollen wir systematisch fortsetzen, da Heimat „wie der Mensch und seine Umwelt in ihrer zeitlichen Prägung dem Wandel unterworfen und immer wieder neu begrifflich zu fassen und neu zu gestalten ist“ (Prof. Konrad Buchwald).

Eine fortlaufende Reihe „*Heimatmuseen*“ und „*Alte Heimatbücher, neu vorgestellt*“ wollen wir mit dem Heft 1/83 einführen. Für die Reihe „*Alte Heimatbücher, neu vorgestellt*“ kommen sowohl Reprints in Frage wie auch Bücher, die von unseren Autoren entdeckt werden.

Ein *Editorial* soll die Möglichkeit geben, unsere Leser und Autoren anzusprechen, auf grundsätzliche Aspekte eines im Heft behandelten Themas hinzuweisen und, wo es geboten scheint, auch Stellung zu nehmen.

Redaktionsprogramm 1983

Das vorliegende Heft 1/83 stellt mit den Arbeiten von Heinz Schmitt, Jürgen Oßwald und Dagmar Wagner

das Thema „*Trachten*“ in den Mittelpunkt. Für das Heft 2/83 (Juni 1983) ist das Thema „*Mundart*“, für Heft 3/83 (September 1983) sind die Themen „*Tausend Jahre St. Blasien*“ und „*Luthertum in Baden*“ geplant. Wir bitten unsere Autoren, Arbeiten zu diesen Themen, die bereits vorliegen oder geplant sind, möglichst bald einzusenden. Der Termin für den Redaktionsschluß ist jeweils auf acht Wochen vor Erscheinen des jeweiligen Heftes angesetzt (20. Januar, 20. April, 20. Juli).

Arbeiten zu anderen Themen sind — wie in der Vergangenheit — stets erwünscht, besonders auch Arbeiten zu den Serien „*Heimatmuseen*“ und „*Alte Heimatbücher, neu vorgestellt*“.

Das „*Ekkhart-Heft*“ 84 wird in der gewohnten Weise gestaltet. Dankbar sind wir in diesem Zusammenhang für Hinweise unserer Autoren auf Gedenktage und der Einsendung entsprechender Arbeiten.

Möge es Schriftleitung und Redaktionsteam — in freier Anwendung eines Wortes von J. P. Hebel — gelingen, „*Chnöpfli und Schnitz*“ in den Heften zu servieren.

Heinrich Hauß
Schriftleiter

„Wutachio! Notruf!“

So überschrieb der Dichter Ludwig Finckh in der „Badischen Heimat“ (1954, S. 68) seinen Aufruf, welcher der Erhaltung der Wutachschlucht galt, für die sich der Landesverein Badische Heimat immer stark eingesetzt hat. Damals sollte die Schlucht den Interessen der Energiewirtschaft geopfert werden, und nur durch den Einsatz vieler entschlossener und naturverbundener Menschen wurde dies verhindert. Die Gefährdung der herrlichen Flußlandschaft ist aber geblieben. Sie kommt heute u. a. von dem in die schönen, ruhigen Biotope einbrechenden Massentourismus und durch die Wasserverschmutzung, welche die Industrie verursacht.

Der Schwarzwaldverein, der schon in den fünfziger Jahren maßgeblich daran beteiligt war, daß der Stau der Wutach und damit die Zerstörung der Schlucht verhindert wurde, hat nunmehr wieder eine beachtenswerte Initiative entwickelt, die vom Landesverein Badische Heimat voll unterstützt wird. Ausgehend von der Tatsache, daß die Wutachschlucht wohl die schützenswerteste Landschaft des Schwarzwaldes ist, wurden folgende Punkte vorgeschlagen, welche die Wutachordnung der dreißiger Jahre ergänzen oder ablösen sollen (Auszug):

Insbesondere ist verboten:
bauliche Anlagen im Sinne der Landes-

bauordnung in der jeweils geltenden Fassung zu errichten oder der Errichtung gleichgestellte Maßnahmen durchzuführen;
die Bodengestalt, insbesondere den Uferbereich, durch Sprengungen, Grabungen, Aufschüttungen oder sonstige Maßnahmen zu verändern, Bodenbestandteile, insbesondere Mineralien und Fossilien aufzusuchen, freizulegen, einzubringen oder zu entfernen;
fließende oder stehende Gewässer anzulegen, zu beseitigen oder umzugestalten oder andere Maßnahmen vorzunehmen, die den Wasserhaushalt des Gebietes verändern oder durch Einbringen von chemischen Stoffen die Wasserqualität nachteilig beeinflussen;
die Art der bisherigen land- und forstwirtschaftlichen Grundstücksnutzung zu ändern oder zu intensivieren;
zu zelten, zu lagern, Wohnwagen, sonstige Fahrzeuge oder Verkaufsstände außerhalb der dafür vorgesehenen Flächen aufzustellen oder motorgetriebene Schlitten zu benutzen;
das Naturschutzgebiet außerhalb der eingerichteten und gekennzeichneten Wege zu betreten oder diese Wege und Pfade zu verlassen, auch zum Fotografieren;
in der Zeit vom 1. März bis 31. Juli die Wutach mit Booten zu befahren;
außerhalb der eingerichteten und gekennzeichneten Feuerstellen Feuer anzumachen;

Volkswanderungen oder sonstige Veranstaltungen durchzuführen, die geeignet sind, eine größere Personenzahl (mehr als 30) anzulocken oder Lärm zu verursachen.

Darüber hinaus hat der Schwarzwaldverein gegen die Verantwortlichen der Papierfabrik Fürst zu Fürstenberg in Neustadt wegen des dringenden Verdachts eines Verstoßes gegen § 38 des Wasserhaushaltsgesetzes Strafanzeige bei der Staatsanwaltschaft Freiburg erstattet, nachdem bekannt geworden war, daß etwa 25 000 Liter Naturharzleim in die Wutach eingeleitet worden war, wodurch nahezu der gesamte Fischbestand vernichtet wurde. Wenn auch, wie aus der Presse zu entnehmen war, die Ökologie anscheinend nicht vernichtet und die Kleintiergruppen (Eintagsfliegen, Köcherfliegen, Zuckermücken, Schnecken, Würmer) nicht entschei-

dend geschädigt wurden und so der Fischbestand wieder ab März 1983 mühsam aufgebaut werden kann, so muß doch unter allen Umständen künftig verhindert werden, daß der „Fluß nicht zum Vorfluter für chemische Abfallprodukte wird“ (Schwarzwaldverein). Wir bitten unsere Mitglieder um tätige Mithilfe bei der Verhinderung der Zerstörung der Natur. Die Wutachschlucht, kostbares Geschenk der Natur nicht nur für uns, sondern auch für die uns nachfolgenden Generationen, bedarf unser aller Schutz. Durch persönliches Beispiel und durch Wachsamkeit können alle zur Erhaltung dieser einmaligen Flußlandschaft beitragen.

Ludwig Vögely
1. Landesvorsitzender

Badische Trachtenpflege in Vergangenheit und Gegenwart

Heinz Schmitt, Karlsruhe

Wenn von badischen Trachten die Rede sein soll, so könnte man fast ebenso gut von Schwarzwälder Trachten sprechen. Sie sind als badische Trachten weithin bekannt und haben in bestimmten lokalen Ausformungen, wie etwa der Gutacher Tracht, sogar internationale Bekanntheit erreicht. Die einschlägige volkskundliche Literatur beschäftigt sich von jeher fast ausschließlich mit Trachten des Schwarzwaldes und der angrenzenden südlichen Oberrheinebene. Nur selten wendet sich die Aufmerksamkeit der Gauthracht des östlichen badischen Frankenlandes zu, die Teil eines größeren, vor allem im bayerischen Unterfranken liegenden Trachtengebietes ist. Noch weniger hören wir von Trachten des Odenwaldes. Über Trachten des ehemals kurpfälzischen Gebietes um Mannheim und Heidelberg, des Baulandes, des Kraichgaus oder des Bodenseegebietes ist so gut wie nichts bekannt. Dies wird verständlich aus der Entwicklungsgeschichte der bäuerlichen Bekleidungsitten, die sich in den zuletzt genannten Gebieten bereits früh allgemeinen Modeströmungen anschlossen, so daß zumeist schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts von Volkstrachten nicht mehr viel vorzufinden war, wenn es sie überhaupt je gegeben hat.

Die Trachten- und Modeforscher nehmen erst für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die Entstehung von Volkstrachten im heute verstandenen Sinne an. Jedenfalls gehen auch die ältesten Bestandteile bekannter Trachten kaum weiter zurück. Im übrigen nahm jede Tracht, wie alle Kleidersitten, immer wieder Modisches in Formen, Farben und Stoffen auf und war so in stetigem Wan-

del begriffen, wenn dieser auch nicht so schnell vorsichging und oft anderen Regeln folgte als die Mode. Die Aufnahme von Neuerungen war aber für die Trachten überhaupt Voraussetzung für ihr Weiterbestehen.

Mit der Ausbildung bäuerlicher Trachten entstand fast gleichzeitig ein Interesse der gebildeten Schichten an den ländlichen Kleiderformen. Hierzu können schon die Schäferspiele der Rokokozeit gerechnet werden, in denen die höfische Gesellschaft als Bauern und Schäfer verkleidet auftrat. Wirkliche Bauern mußten dabei oft die Statisterie bilden. Beliebt war die Darstellung von Bauernhochzeiten, ein Thema, das bis zu den modernen Trachtenumzügen immer wieder auftaucht.

Als im Gefolge der Französischen Revolution die alten Kleiderordnungen verschwunden waren, konnten sich die bäuerlichen Trachten frei entfalten. Die regionalen und lokalen Differenzierungen prägten sich erst jetzt stärker aus. In manchen Gegenden ist es aber dazu kaum noch gekommen, da gleichzeitig das mächtige Modezentrum Paris für die Kleidersitten ganz Europas bestimmend wurde. Das galt zunächst vor allem für die städtische Bevölkerung, dann aber auch für bestimmte ländliche Gebiete, die gleichermaßen modische Formen akzeptierten.

Charakteristische Trachten entwickelten sich vor allem da, wo die Bauern die benötigten Stoffe im wesentlichen selbst herstellten und wo sie wohlhabend genug waren, sich teurere Materialien zur Auszier der Festkleidung hinzukaufen zu können. Die Aufklärer, die auch dem bäuerlichen Stand Fortschritte vermitteln wollten, traten für die Autarkie

der Bauern und für die Verwendung einfacher Stoffe ein.

In den Reiseberichten des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts finden sich noch viele aufklärerisch kritische Meinungen, welche die Volkstrachten oder bestimmte Teile davon als häßlich oder doch kurios ansehen. Ihre Amüsiertheit wich aber mehr und mehr begeisterten Schilderungen, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts kaum noch kritische Bemerkungen enthalten.

Daß die bäuerlichen Trachten von der Oberschicht zu Maskierungen benutzt wurden — vielleicht noch in Erinnerung an die Rokoko-schäfermode — zeigen viele Äußerungen der Zeit um 1800. So lesen wir in einem Bericht von Friederike Brun, die 1801 durch das Markgräflerland fuhr: „Die Trachten sind so auszeichnend und charakteristisch, daß nur die Masken fehlen, um sich im Carneval zu glauben.“ Sie fügt aber hinzu, und das ist dann schon eher romantische Auffassung: „Aber ich sah lieber, wie alle die Masken, welche so oft *copia miseria* sind, die Gesichter und vollblühenden Gestalten dieser schönen und freundlichen Menschen.“

Johann Peter Hebel ist Zeuge von trachtlicher Kostümierung in Karlsruher Hofkreisen. In einem Brief vom 10. März 1806 berichtet er von einem „Carnevalsstücklein“, welches im Hause des Kaiserlichen Gesandten zu Karlsruhe stattgefunden hatte. Bei einer „Bauernhochzeit“ spielte die Frau des Präsidenten Marschall von Biberstein die Braut und der Husarenrittmeister August von Anderten den Bräutigam in Hauensteiner Tracht und in alemannischer Mundart nach einer Spielszene von Hebel. Hier machte sich nicht nur romantische Begeisterung bemerkbar, sondern auch die außerordentliche Hochschätzung, der sich Hebel „Alemannische Gedichte“ weithin erfreuten.

Die Kulturgeschichte des Trachteninteresses und der Trachtenpflege in Baden, aber auch in anderen deutschen Ländern, war bis zum Ersten Weltkrieg weithin vom regierenden

Fürstenhaus bestimmt. Politische Aspekte spielten eine wesentliche Rolle. Die Trachten in ihren regionalen Ausprägungen waren dazu geeignet, bei bestimmten Anlässen die Bevölkerung des Landes in ihrer Gesamtheit symbolisch darzustellen. Für das Selbstverständnis des badischen Staates, der aus sehr unterschiedlichen Teilen zusammengefügt worden war, war dieser Gesichtspunkt sehr wichtig. Die Tracht schien aber auch der Ausdruck einer von den Landesherren immer geschätzten konservativen Grundhaltung zu sein. Heinrich Hansjakob stellte fest, daß die Revolution von 1848 ihre Anhänger unter der Landbevölkerung nur in trachtenlosen Gebieten gefunden hatte, doch fragte er nicht nach dem eigentlichen Grund dafür.

Von großer Bedeutung für die zunehmende Beachtung bäuerlicher Trachten im 19. Jahrhundert war auch das ästhetische Moment. Vor allem biedermeierliche Maler wandten sich dem ländlichen Leben und damit der Schilderung von Trachten zu.

Der politische wie der künstlerische Aspekt waren im Spiel als 1838 in der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe erstmals ein Festzug stattfand, „an welchem Landleute aus allen Teilen des Großherzogtums in ihren malerischen Trachten teilnahmen“. Dafür hatte es bis dahin kaum Vorbilder gegeben. Man kannte zwar die Huldigungen in Tracht, die dem bayerischen König beim Oktoberfest seit 1810 dargebracht wurden, doch stammten dort die Darsteller für alle Landesteile aus München und wurden nur mit entsprechenden Trachten ausgestattet, übrigens ein frühes Beispiel für die symbolhafte Verwendung der Tracht.

Der Karlsruher Umzug von 1838 galt als Höhepunkt des dreitägigen „Zentralfestes der deutschen Landwirte“. Zu dieser Tagung waren Rittergutsbesitzer und akademische Landwirte zusammengekommen, die selbst natürlich keine Trachtenträger waren. Ihre Freude an den badischen Trachten, die damals zum Teil noch aus Gegenden kamen, die später nicht mehr als Trachtengebiete

galten, ist durchaus vergleichbar dem Ergötzen an trachtlichen Carnevalsstückchen, das einige Jahrzehnte zuvor in Hofkreisen genossen wurde. Die Karlsruher selbst fanden die Trachten, wenn man den damaligen Presseberichten folgt, „malerisch“ und „eigentümlich“.

In den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts häuften sich in ganz Deutschland die festlichen Anlässe, bei denen Fürsten ihre Untertanen in Tracht zu sehen wünschten. Die Revolutionswirren von 1848/49 und die Kriege von 1866 und 1870 brachten zeitweilig Unterbrechungen, doch setzten sich die Trachtenumzüge in den siebziger Jahren fort.

In Baden war unterdessen eine Reihe von Malern und Illustratoren tätig, welche die Tracht zum Gegenstand ihrer Kunst machten. Neben den schon in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts erschienenen Werken von Alois Schreiber und Joseph Bader über badische Volks sitten und Trachten bringen die Bücher des Malers und Schriftstellers Lucian Reich „Hieronymus“ (1853) und „Wanderblüten“ (1855) Szenen aus dem Volksleben. Der Franzose Charles Lallemand mit seinem 1860 herausgebrachten Werk „Les Paysans Badois“ wäre gleichfalls zu nennen. Die biedermeierliche Hinwendung zum ländlichen Leben zeigt eine Reihe von Gemälden seinerzeit geschätzter Maler wie Johann Baptist Kirner, Karl Schick, Ludwig Knaus und Benjamin Vautier. Rudolf Gleichauf leistete in den sechziger Jahren in großherzoglichem Auftrag die Vorarbeiten für ein umfängliches badisches Trachtenwerk und schuf eine große Anzahl von Aquarellen, die dann aber nur zu einem kleinen Teil im Druck erschienen. Gleichfalls im Auftrag des Hofes war zeitweise Johann Baptist Tuttiné tätig. Er wurde als bester Kenner der badischen Trachtenkunde bezeichnet und verlegte sich fast ausschließlich auf dieses Thema. So wurde ihm auch der Auftrag zuteil, die Karlsruher Trachtenfestzüge der Jahre 1881 und 1885 zu organisieren.

Im September 1881 fanden in Karlsruhe die Feierlichkeiten zur Hochzeit des schwedischen Kronprinzen Gustav Adolf mit der badischen Prinzessin Viktoria statt. Gleichzeitig feierte man die Silberne Hochzeit des Großherzogpaares. Öffentlicher Höhepunkt der Feierlichkeiten war ein Festzug, als dessen Kernstück die „Landestrachten“ gelten konnten. Dem Anlaß entsprechend hatte Tuttiné im Auftrag der Stadt Karlsruhe drei Hochzeitszüge in Tracht zusammengestellt. Fast ein Jahr lang war der Maler unterwegs, um über die Bürgermeisterämter der entsprechenden Orte die Teilnahme von Trachtenträgern am Karlsruher Umzug zu erreichen. Dies gelang oft erst durch vieles Bitten und Überreden, da manche Bauern glaubten, man wolle sich in der Residenz nur über sie lustig machen. Der Beifall der Zuschauer ließ aber die Skeptiker unter den Trachtenträgern verstummen, zumal gerade die höchsten Herrschaften von dem bunten Bild besonders angetan waren.

Eine vergleichbare Festlichkeit war vier Jahre später, ausgangs September 1885, anlässlich der Hochzeit des Erbgroßherzogs Friedrich mit der Prinzessin Hilda von Nassau. Auch dieses Mal hatte Johann Baptist Tuttiné im Auftrag der Stadt 510 männliche und 550 weibliche Trachtenträger nach Karlsruhe gebracht.

In den meisten Presseberichten der damaligen Zeit kommt zwar die große Freude an den Landestrachten zum Ausdruck, doch wird gleichzeitig deren bald zu erwartendes völliges Verschwinden bedauert. In vielen Teilen Badens gab es zu dieser Zeit keine Trachten mehr, so daß die eingangs erwähnte Gleichsetzung von badischen mit Schwarzwälder Trachten verständlich wird. Dennoch sah man zunächst keine Möglichkeit, dem Rückgang der Tracht auch bei der Schwarzwaldbevölkerung entgegenzuwirken. Nur die museale Bewahrung erschien möglich. Diese Auffassung änderte sich aber wenige Jahre später.

1892 brachte der Pfarrer, Politiker und Schriftsteller Heinrich Hansjakob auf Anregung des Malers Wilhelm Hasemann eine Schrift heraus mit dem Titel „Unsere Volkstrachten — Ein Wort zu ihrer Erhaltung“. Das Heft wurde viel beachtet und erlebte rasch hintereinander mehrere Auflagen. Nach Hansjakob sprechen wirtschaftliche, religiöse, politische und künstlerische Gesichtspunkte für die Erhaltung der Tracht. Über Maßnahmen dazu machte Hansjakob jedoch kaum einen praktikablen Vorschlag. Er forderte vielmehr Bauern, Pfarrer, Lehrer, Ärzte und Beamte zur Unduldsamkeit gegenüber solchen auf, welche die Tracht abgelegt hatten oder ablegen wollten. Wohlwollenden Städtern empfiehlt er, daß sie selbst gelegentlich, etwa in der Sommerfrische, Tracht anlegen sollten, um die Bauern im Trachttragen zu bestärken.

Im ganzen erscheinen uns die Darlegungen Hansjakobs heute ziemlich reaktionär und zum Teil ausgesprochen wirklichkeitsfremd. Obwohl er weitgehend Zustimmung fand, traten auch Warner gegen seine Anschauungen auf. Zu ihnen gehörte ausgerechnet der Pfarrer eines der berühmtesten Trachtendörfer, Richard Nuzinger von Gutach. Für ihn war es nicht vertretbar, daß man den Bauern einen längst überholten Stand der kulturellen Entwicklung zumuten wollte und nicht vorstellbar, wie solches überhaupt bewerkstelligt werden könnte. Er wehrte sich dagegen, daß ein Ansinnen von außen an die Landleute gestellt wurde, das sie in Gewissenskonflikte bringen mußte. Der Warner Nuzinger wurde aber bei weitem nicht so sehr beachtet wie der Eiferer Hansjakob.

Eine Zwischenstellung in diesem Streit nahm der Direktor der Karlsruher Gewerbeschule, Dr. Thomas Cathiau ein, der sich für die Erhaltung der Trachten einsetzte, aber einsah, daß dies nur gelingen konnte, wenn man die Trachten einer Modernisierung unterwarf. Cathiau wäre schon zufrieden gewesen, wenn die reformierte Tracht wenigstens als Festkleid erhalten geblieben wäre.

Die Bestrebungen zur Trachtenpflege wurden nunmehr organisiert. Als erster in Baden entstand 1894 in Hausach der „Verein zur Erhaltung der Volkstrachten im Gutach — Kinzigthal“. Hansjakobs Schrift und des Malers Hasemann Initiative war diese Gründung zu verdanken. Weitere Vereine folgten, darunter der Freiburger, dem prominente Beamte, Künstler und Geistliche angehörten. Die Schirmherrschaft über die badischen Trachtenerhaltungsvereine übernahm die Erbgroßherzogin Hilda. Die Trachtenumzüge von 1881 und 1885 in der Residenz waren noch in allgemeiner Erinnerung und gaben das Vorbild ab für eine wahre Flut von Trachtenfesten, die mit dem Jahr 1894 einsetzte. Der bei weitem größte Umzug jener Zeit war im September 1895 in Freiburg anläßlich der oberbadischen landwirtschaftlichen Ausstellung. 2314 Trachtenträger aus 158 Orten nahmen daran teil. Das Großherzogspaar war, wie bei vielen anderen Trachtenfesten, anwesend. Zu den größeren gehörte auch das Haslacher Trachtenfest vom 4. Juni 1899, bei dem 1800 Trachtenträger zusammengekommen waren. Zum ersten Mal wurden dabei 110 um die Trachtensache verdiente Arbeitslehrerinnen, Näherinnen und Schneider ausgezeichnet. Der Großherzog sagte den Trachtenvereinen seine Unterstützung zu, da sie „von politischer und volkswirtschaftlicher Bedeutung“ seien. Die Vereine berichteten aus mehreren Gemeinden, daß „die Neigung zur Tracht sichtlich erstarkt sei“ und daß „das Tragen der Volkstracht Fortschritte gemacht“ habe. Eines der letzten Feste dieser Art vor dem Ersten Weltkrieg war das Trachtenfest in Wolfach am 3. Oktober 1912.

Die Trachtenpflege der monarchistischen Zeit konnte nach dem Ersten Weltkrieg in der bisherigen Form nicht mehr fortgesetzt werden. Dennoch ist von einer ausgiebigen Volkstumspflege in den zwanziger Jahren zu berichten. Die äußere Schwäche der Nation rief eine Besinnung auf deren innere Werte hervor. Dazu war auch die Tracht zu rech-

nen, die jetzt allerdings immer mehr zum Vereinskleid wurde. Sogar in Städten, die weitab von jedem Trachtengebiet lagen, schufen sich manche Vereine Trachten und traten damit auch anderwärts auf. Zur Erhaltung der wirklich getragenen Tracht trugen diese Vereine allerdings wenig bei.

Die Stadt Karlsruhe wurde jetzt wieder zum Mittelpunkt heimatlicher Bestrebungen, die aber gleichzeitig kommerziellen und nationalpolitischen Charakter trugen. Zu den Heimattagen, die 1924 erstmals in größerem Stil abgehalten wurden, lud man nun nicht mehr nur badische Trachtenträger, sondern auch pfälzische und saarländische Gruppen ein, deren Heimat von den Franzosen besetzt war. Die damals gehaltenen Reden zeigten deutlich den Charakter der Heimattage als nationale Kundgebungen.

Eine Blütezeit erlebte in den zwanziger Jahren auch die Trachtenforschung. In zahlreichen Beiträgen wurden in den Veröffentlichungen der „Badischen Heimat“ nach und nach alle badischen Trachten beschrieben.

Nichts konnte aber darüber hinwegtäuschen, daß die Tracht weiterhin im unaufhaltsamen Schwinden begriffen war. Was immer wieder an Ursachen bis heute dafür verantwortlich gemacht wird — Industrialisierung, städtischer Einfluß, Verkehr, Fremde — trifft aber nur teilweise zu. Es hat sich sogar gezeigt, daß Trachten oft gerade in Stadtnähe besonders lange erhalten geblieben sind. Der Fremdenverkehr hat der Tracht auch nicht so viel geschadet wie häufig angenommen wird. Er erwies sich eher als deren Stütze. Selbst Hansjakob hatte gewußt, daß für viele Sommerfrischler gerade in den Trachten der Anreiz zum Besuch bestimmter Orte bestand. Die Tracht ist aber überall da besonders früh abgegangen, wo ärmliche Verhältnisse herrschten, und das war häufig sogar in recht verkehrsfernen Gegenden der Fall.

Hermann Eris Busse, gewiß ein guter Kenner des Volkslebens, hat sich 1934 sehr interessant in einem Sonderheft der „Badischen Heimat“ über Schwarzwälder Volkstrachten

geäußert. Nach ihm begann das Abbröckeln der Tracht zu dem Zeitpunkt, da der Städter sie „originell ja sogar schön fand“, also seit der Romantik. Busse konnte feststellen, daß alle Bemühungen von städtischen Vereinen, Lehrern, Pfarrern und Landräten keine bemerkenswerten Ergebnisse gebracht hatten. In wenigen prägnanten Sätzen erklärt er diese Erscheinung: „Es gibt viele Gründe, die den unaufhaltsamen Schwund der Bauerntracht erklären. Der stichhaltigste ist der, daß die Tracht sich geschichtlich ausgelebt hat. Innerlich kann und will der ländliche Mensch nicht mehr zu ihr stehen, weil er unbewußt ihre Ausgelebtheit fühlt, und deshalb fällt sie ihm äußerlich naturgemäß bei nächster Gelegenheit vom Leibe. Alles hat seine Zeit.“

Die nationalsozialistische Volkskunde, deren badischer Wortführer der Heidelberger Professor und Ministerialrat Eugen Fehrle war, versuchte von 1933 an der Trachtenpflege einen veränderten Sinn aufzupropfen. Während frühere Trachtenfeste oft nur leerer Schaulust oder gar der Reklame gedient hätten, sollten sie jetzt dazu da sein, „das Bauerntum in höchsten Ehren zu feiern“. In seinem 1942 erschienenen Buch „Tracht am Oberrhein“ äußerte sich Rudi Keller über die Funktion, die der Nationalsozialismus der Tracht zugedacht hatte. Danach ging es weniger darum, bestimmte Einzelformen der Tracht zu erhalten, als vielmehr um die „Idee einer volksbewußten Kleidung“. In der gesamten Bevölkerung sollte die Bereitschaft zum Tragen einer Gemeinschaftskleidung bei nationalen Festen geweckt werden.

Die nationalsozialistische Theorie der Tracht hatte aber so gut wie keine praktischen Auswirkungen. Den Zweck einer Gemeinschaftskleidung schienen die verschiedenen Uniformen leichter zu erfüllen als eine Tracht, die viel schwerer durchsetzbar gewesen wäre. So kümmerte man sich in dieser Zeit nicht allzu sehr um die Trachtenerhaltung, sah aber Trachten trotzdem nicht ungern bei „nationalen“ Anlässen.

Die badische Trachtenpflege der Nachkriegszeit ist vor allem gekennzeichnet durch die Bestrebungen des Bundes „Heimat und Volksleben“, der 1949, damals noch unter der Bezeichnung „Schwarzwälder Volksleben“, in Freiburg seinen ersten „Schwarzwälder Heimattag“ durchführte. Die Veranstaltung versuchte, an frühere Vorbilder anzuknüpfen. Die damalige badische Staatsregierung unter Leo Wohleb unterstützte das Treffen, versprach man sich doch davon auch eine Stärkung des badischen Selbstbewußtseins und des Widerstandes gegen den zu jener Zeit noch heftig umstrittenen Zusammenschluß mit Württemberg. Die Veranstalter betonten ausdrücklich, daß ihnen nur an der Teilnahme wirklicher Trachtenträger gelegen wäre und sie auf „verkleidete“ verzichten wollten.

Der Bund „Heimat und Volksleben“ zeichnete von Anfang an verdiente Trachtenschneiderinnen aus und unterstützt Erstkommunikanten, Konfirmanden und Brautpaare bei der Beschaffung von Trachten. Der Bund kämpfte auch lange Zeit gegen die Verwendung der Tracht in der Fremdenwerbung und wehrt sich bis heute generell gegen jedes Auftreten von Trachten in der Fasnacht, obwohl dies in einigen Baarstädten weit zurückreichende Tradition ist. Seine ursprüngliche, kompromißlose Haltung, die nur echte Trachtenträger gelten lassen wollte, mußte der Bund „Heimat und Volksleben“ nach und nach unter dem Druck der Verhältnisse aufgeben. 1970 las man im „Lichtgang“, der Zeitschrift des Bundes: „Es wäre töricht zu glauben, dem Verschwinden der lebenden Volkstrachten könne auf die Dauer Einhalt geboten werden.“ Statt dessen wurde empfohlen, so viel Originalstücke wie möglich zu sammeln und museal zu verwahren.

Bei kirchlichen Hochfesten lassen sich die Dorfbewohner noch am ehesten zum Trachtentragen bewegen. So ist zum Beispiel in dem bekannten Trachtendorf Kirnbach 1963 von dem aus Prag stammenden Pfarrer die Trachtenkonfirmation wieder eingeführt wor-

den. Sie hat sich seither zu einer regelrechten Sehenswürdigkeit entwickelt. Dasselbe kann von Prozessionen mancher katholischer Orte gesagt werden. St. Peter ist hierfür wohl das bekannteste Beispiel.

In den Schwarzwälder Trachtenorten gibt es auch heute noch viele, namentlich ältere Frauen, die ihre Tracht teils selbstverständlich, teils mit einigen Zweifeln tragen. Daneben existieren fast überall Vereine mit vorwiegend jüngeren Mitgliedern, für welche die Tracht fast nur Vereins- und Vorführkleid ist.

Die Trachtenvereine sind seit Jahren in Zunahme begriffen. Wenn man die stolze Bilanz der Auftritte mancher Trachtengruppen liest, wird man den Vergleich mit reisenden Theatertruppen gar nicht so abwegig finden. Häufig wendet man sich gegen vermeintlichen Mißbrauch der Tracht und hätte am liebsten eine Art gesetzlichen Schutz entsprechend dem Urheberrecht. Der Streit um den Bollenhut sei hier nur andeutungsweise erwähnt. Die Tracht hat Konjunktur. Dem Bund „Heimat und Volksleben“ gehören um die 140 Mitgliedsgruppen, 600 Einzelmitglieder und über 140 korporative Mitglieder an. Der „Trachtengau Schwarzwald“, die andere große südwestdeutsche Vereinigung, hat etwa 50 Mitgliedsvereine. Insgesamt sind Zehntausende in der Trachtenpflege organisiert.

Diese hat in der Gegenwart zwei wichtige Funktionen: Werbung nach außen und Stärkung des Heimatgefühls. Der Emblemcharakter der Tracht wurde früher schon genutzt. Während dies aber ehemals mit landespolitischem Hintergrund geschah, spielen jetzt eher lokale Gesichtspunkte eine Rolle. Durch ihr bestimmtes Erscheinungsbild ist eine Tracht lokalisierbar, sie läßt sich einem Ort oder zumindest doch einer eng umgrenzten Region zuordnen. Die Darstellung von Trachten bringt also einen Werbeeffect für das betreffende Gebiet mit sich. Ein gewisser Bekanntheitsgrad der Trachten ist dafür allerdings Voraussetzung. Hieraus er-

klärt sich beispielsweise die werbeträchtige Verwendung der Gutacher Tracht für alles, was mit dem Schwarzwald in Verbindung gebracht werden soll. Das gilt aber auch für die besseren Verkaufschancen, die Trachtenfrauen auf städtischen Marktplätzen gegenüber anderen Händlern haben.

Schon länger trachtenlose Gebiete erkennen hier einen Mangel und bemühen sich in neuerer Zeit verstärkt, frühere Trachten wiederzubeleben oder neue zu schaffen. Die in diesem Heft beschriebene Kraichgau-Tracht ist ein Beispiel dafür, wie in einer trachtenlosen Landschaft mit viel Mühe Vorbilder ausfindig gemacht wurden, die für eine Neuschöpfung verwendet werden konnten. Bei allen neugeschaffenen Trachten wird als wichtige Funktion die Fremdenverkehrswerbung angegeben. Sie sollen aber auch das Selbstwertgefühl einer Gemeinde heben. Neben Ortsbild, Landschaft, Bräuchen, Mundart und anderem ist die Tracht ein weiteres Identifikationssymbol, mit dem Heimatbewußtsein gestärkt oder begründet werden kann. Unter

günstigen Umständen identifizieren sich die Ortsbewohner sehr bald mit einer ihrer Gemeinde zugeschriebenen Tracht. Freilich ist die Werbewirkung nach außen nicht zu vergleichen mit der altbekannter Trachten.

Das Interesse der Massenmedien am bunten Bild der Trachten läßt sicherlich die Trachtensache für viele Jugendliche attraktiv werden. Die immer häufiger durchgeführten Reisen ins Ausland tragen nicht nur zur Völkerverständigung bei, sondern sind auch gerade für jugendliche Trachtenvereinsmitglieder ein wichtiges Motiv zum Mitmachen. Das Trachtentragen ist für sie zur Freizeitgestaltung geworden.

Die politische Funktion der Trachtenpflege ist zwar in neuerer Zeit etwas in den Hintergrund getreten, ganz verschwunden ist sie aber nicht, wie die Neujahrsauftritte des Bundes „Heimat und Volksleben“ bei Regierungspräsident, Oberbürgermeister und Erzbischof in Freiburg oder die maßgebliche Mitwirkung von Trachtengruppen bei den Heimattagen Baden-Württemberg zeigen.



Schutterwald — Spiel mit dem Osterhasen

Foto: E. v. Pagenhardt, Baden-Baden

Die Insel im Trachtenmeer Badens — es gibt sie wieder

Jürgen Oßwald, Schutterwald

Niemand hat es für möglich gehalten. Auch das Brautpaar Jochen und Gisela Lieser nicht, welche mit den Vorbereitungen für ihre Trachtenhochzeit am 7. 7. 78 einen Effekt auslösten, der einer der ansehnlichsten Trachten Badens zu neuem Leben verhelfen sollte. Durch die Ausgrabung der Schutterwälder Hochzeitstracht sowie der Tracht der Brautjungfern verdeutlichten sie, daß die Schutterwälder nicht nur über eine außergewöhnliche Tanztracht, sondern über wesentlich wertvolleren Trachtenbestand verfügen. Trotz dieses Hinweises schenkte man in der Trachtengruppe Schutterwald e. V. weiterhin der Tanztracht die größere Aufmerksamkeit. Als aber gegen Ende des Jahres 1979 der Bestand dieser Tracht deutlich Lücken aufwies, wurde im Januar 1980 eine Trachtensammlung in der Gemeinde Schutterwald von Gruppenmitglied Jürgen Oßwald begonnen, die bereits zwei Monate später ein unerwartetes Ergebnis brachte. Der Schutterwälder Trachtengruppe war es nun nicht nur möglich, die Lücken des herkömmlichen Trachtenbestandes zu stopfen, sondern sie konnte nun andere Schutterwälder Trachten als Vereinstrachten einführen.

Je mehr sich der Initiator und seine Helfer mit der Sammlung und der Zusammenstellung der einzelnen Trachten beschäftigte, um so mehr entstand der Wunsch, sämtliche Schutterwälder Trachten im Verein vertreten zu sehen. Dieser Trend wurde auch von Gisela Lieser unterstützt, welche sich bereits vor der Trachtensammlung mit der Erforschung der Schutterwälder Tracht beschäftigte hatte.

Die ersten Erfolge zeigten sich bereits im Sommer 1980, als sich einige Mitglieder des

Vereins zu speziellen Veranstaltungen in Feststags-, Sonntags- und Kommuniontracht präsentierten.

Im Herbst 1980 war die Ausgrabung dann soweit fortgeschritten, daß eine öffentliche Vorstellung des gesamten Trachtenspektrums gewagt werden konnte.

Diese Trachtenvorstellung, verbunden mit Vorträgen über die Zusammensetzung und Tragweise der einzelnen Trachten, wurde am 30. November 1980 durchgeführt. Ihr Zweck, den Schutterwälder Spendern für ihre Großzügigkeit zu danken und allen Anwesenden die Schutterwälder Tracht in all ihren Formen und Farben wieder näher zu bringen, wurde bei weitem erfüllt. Zuschauer und Veranstalter stimmten überein, daß dieses Kulturgut, ihre früher so geschätzte und gehegte Insel, unbedingt erhalten werden müsse.

Mit dieser Veranstaltung wurde diese ganze Aktion jedoch noch nicht beendet. Es ist jedoch schwieriger geworden, sie weiterzuführen, da man sich nicht nur mit der Ausgrabung und Zusammenstellung weiterer Trachten, sondern auch mit der Hege und Pflege der bereits ausgegrabenen Trachten beschäftigen muß. Hierzu zählt insbesondere die Erhaltung der früher streng gewährten Trachtenordnung, welche, durch mündliche Überlieferung entstanden, wohl mit keiner anderen in der Umgebung zu vergleichen ist. Dies ist wohl darauf zurückzuführen, daß Schutterwald früher abseits der großen Verkehrswege lag und als streng katholisches Dorf sehr am Althergebrachten hing.

Für den Schutterwälder bedeutete seine Tracht nicht nur Demonstration seiner regionalen Herkunft, sondern auch Bestätigung

seiner Stellung innerhalb der Dorfgemeinschaft. Dabei richtete er sich nach der bereits erwähnten Trachtenordnung, eine meist nach kirchlichen Ritualen orientierte Kleiderordnung, die außer den verwendeten Materialien auch die Fertigungsart und die Tragweise der jeweiligen Tracht größtenteils vorschrieb. Aufgrund ihrer Existenz erfuhren wir, daß die damals verwendeten Grundmaterialien wie Wollstoffe, Kaschmir, Seide, Samt, Flanell, Moiré, Parisertuch, Lüsterstoff, Filigran, Gold- und Silberborten usw. entweder in dem nur wenige Kilometer entfernten Offenburg oder in dem ebenfalls nahegelegenen Straßburg eingehandelt wurden. Andere, wie zum Beispiel Leinen und Zwilch, wurden selbst produziert, da Hanf und Flachs, ihre Ausgangsprodukte, in der Gemarkung selbst angebaut wurden. Zuständig für die Herstellung der „Mannstracht“ war entweder der Dorfschneider oder der reisende Schneider. Hieraus ist auch zu schließen, daß neben den damals üblichen Schnitten, wie zum Beispiel der Wiener Schnitt, auch andere verwendet wurden. Jene Frauenkleidung, zu deren Herstellung fachliches Können erforderlich war, fertigte die jeweils in der Nähe wohnende „Näherin“. Sie war ebenfalls für das Ankleiden der Kommunikantinnen, der Brautjungfern und der Braut zuständig. Stick-, Strick-, Verzierungs- und sonstige Kleinarbeiten wurden von den weiblichen Familienmitgliedern selbst ausgeführt.

Da die meisten Frauentrachten nur unter Mithilfe anderer Personen „angezogen“ werden konnten, fand in diesem Kreis auch das gemeinsame „Anlegen“ statt.

Dabei wurde die Tracht vollständig auf den jeweiligen Anlaß und auf die Person des Trachtenträgers abgestimmt. Daß dies oft eine mühselige Prozedur war, beweist die Vielzahl der Schutterwälder Trachten.

Die Trachtengruppe Schutterwald besitzt heute fünf Grundtrachtenarten:

Die Arbeitstracht,
die Tanztracht,

die Sonntagstracht,
die Festtagstracht,
die Kommuniontracht (hier ist die Tracht der Brautjungfern, Kirchenchormädchen, Statuenträgerinnen sowie die Brauttracht eingeschlossen).

Für diese Grundtrachtenarten läßt sich kein fester Entstehungszeitraum nennen. Nach unseren Unterlagen haben sie bereits 1830 in dieser Form existiert. Heute wird die Tracht nur noch von einigen über 70jährigen Frauen in abgeänderter Form getragen. Die Männertracht ist bereits um 1930 erloschen.

Alle Grundarten der Schutterwälder Tracht besitzen zahlreiche Variationen, die sich oft grundlegend unterscheiden. Es gibt aber auch bestimmte Merkmale, durch welche die Gesamtheit der Tracht charakterisiert ist. Als typisches Beispiel sind hier die Moiré-Bänder zu erwähnen, welche, meist in kleinen Falten gelegt, an den unteren Enden der Sonntags- und Festtagsröcke sowie auf vielen anderen Kleidungsstücken aufgenäht waren.

Natürlich blieb die Schutterwälder Tracht von ausländischen Einflüssen, vornehmlich von französischen oder österreichischen, nicht verschont. Daß sie jedoch trotzdem ihre Eigenart behielt, wird am besten durch die nun folgenden Beschreibungen und Photographien deutlich:

Die Arbeitstracht

Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts existierte in Schutterwald keine spezielle Werktags- bzw. Arbeitstracht. Die Frauen und Mädchen des Dorfes trugen größtenteils die alten und unansehnlich gewordenen Teile der Sonntags- und Festtagstracht am Werktag auf. Meistens wurde der Zierrat daran abgetrennt. Die Hemden bestanden hauptsächlich aus Leinen oder Hableinen und waren gestreift. Sie waren hochgeschlossen zugeschnitten und im Rücken mit „Bändel“, später mit Knöpfen versehen. Die Hemdsärmel waren eng zugeschnitten und reichten nur bis zum Ellenbogen.

Später trug man das sogenannte „Gwändle“. Es bestand aus einem Rock und einem „Peter“ aus bedrucktem, meist dunklem Baumwollstoff. Auf den Rock kam eine gestreifte Schürze, an deren Rand oft Volants angebracht waren.

Zur Arbeit auf dem Feld trugen die Frauen im Sommer ein rotes und im Winter ein gehäkelt viereckiges Tuch, das diagonal zusammengelegt war.

Am Werktag trug der Schutterwälder Mann ein weißes Hemd, das entweder aus Leinen oder Halbleinen gefertigt war. Eine dunkle Latzhose mit zwei eingenähten Taschen dienten als Beinkleidung. Über das Hemd zog der Schutterwälder Bauer die „Bluse“, die mit einer Innentasche, dem „Nauser“ versehen war. Beim Aufsuchen des Pfarrers, bei Besuch des Rathauses oder sonstigen wichtigen Angelegenheiten des Alltages steckte sich der Bauer den Stehkragen an. Älter gewordene Männer hatten daheim eine schwarze handgestrickte Zipfelmütze auf. Junge Männer trugen eine weiße Zipfelmütze gleicher Machart.

Zwei Variationen der Arbeitstracht



Die Schutterwälder Braut in Begleitung der Brautjungfern

Die Tanztracht

Zum Tanz waren die Schutterwälder Bur-schen bequem gekleidet. Sie erschienen meist in einer weißen, weiten Leinenhose und in einem weißen Leinenhemd. Das Leinenhemd hatte einen Stehkragen, der mit einem geknoteten schwarzen Tuch zusammengehalten wurde. Darüber kam eine rote Weste, die mit zwei Reihen Messingknöpfen versehen war. Als Jacke diente ein „Mutzen“ in weißer Farbe, an dem Beinknöpfe angenäht waren. Die Kopfbedeckung bestand entweder aus einer weißen oder schwarzen Zipfelmütze oder aus der hohen Pelzmütze, die oben mit einer Quaste versehen war.

Das Mädchen trug zum Tanze ein weißes langärmeliges Spitzenhemd. (Ihr Stolz war ein in langen schmalen Falten gelegter und am unteren Ende mit einem roten, gefäl-telten Moiréband verzierter blauer „Kreppenen Rock“. Er wurde aus Leinen gefertigt, das mit Baumwolle eingeschlagenen war. Über dem Rock wurde eine blaue Lüsterschürze getragen.) Eine Jacke wurde nicht getragen, da die weißen breiten Ärmel derart gestärkt wurden, daß eine Jacke die Bügelfalte zerdrückt hätte. Als Halstuch bevorzugte das Mädchen das „Flamiertseidene“, das am oberen Rand mit einer selbstgehäkelten Spitze eingefäßt war.



Die Tanztracht



Zwei Variationen der Sonntagstracht



Eine Schutterwälder Hochzeitgesellschaft mit Festgästen

Im Sommer wurde die Tanztracht nicht nur von Mädchen, sondern auch von Frauen getragen. Im Gegensatz zu den Mädchen schmückten sie sich mit roten oder blauen Seidenhalstüchern.

Die Sonntagstracht

Am Sonntag zur Frühmesse bzw. zur „Vesper“ trug die Schutterwälderin eine Kutte, die aus einem langen schwarzen Rock bestand, der mit einem roten Pariserband verziert war. Darüber wurde eine blaue Schürze angezogen. Dazu gehörte ein schwarzer Peter mit einem kleinen Halstuch mit Blumenmuster. Auf eine Kappe wurde zum Besuch dieser beiden Gottesdienste verzichtet. Der ganze Stolz der Schutterwälderin war ja ihr Zopf, der um den Kopf gelegt wurde und den sie bei diesen Gelegenheiten zeigen konnte.

Im Gegensatz zur Frühmesse und Vesper wurde zum Hauptgottesdienst der blaue „Kreppene Rock“ aus Baumwolle getragen, an deren unteren Ende ein rotes, gefältes Moiréband angebracht war. Über diesem Rock kam eine schwarze Seidenschürze. Als Oberbekleidung diente ebenfalls ein schwarzer Peter und ein kleines Halstuch in besserer Ausführung. Der Unterrock war meist rot, „hie und da“ wurde jedoch auch der blaue Flanellunterrock bevorzugt. Die Fußbekleidung bestand aus weißen Zwickelstrümpfen. Als Fußwerk hatte man den Sabelschuh aus Leder oder den „Sammethalbschuh“. An gewöhnlichen Sonntagen gebrauchte man die Blumenkappe, sie hatte neben dem Goldstern blumenartige Stickereien aus Gold.

Sonntags trug der Mann eine lange, schwarze Hose mit Latz. Er kleidete sich ferner mit einem steifleinenem Hemd mit aufgenähten hohen Kragen und einer schwarzen Weste mit zwei Reihen Messingknöpfen. Darüber kam der schwarze Mutzen, dies ist eine kurze Jacke mit blanken Knöpfen und breitem Revers. Im Gegensatz zu den Män-

nen trugen die Burschen unter dem blauen Mutzen eine rote Weste. Das Leinenhemd wurde am Kragen durch ein schwarzseidenes Tuch zusammengehalten. Die Spitzen des Tuches wurden unter die breiten Hosenträger gesteckt. Als Kopfbedeckung trug der Mann einen schwarzen Filzhut.

Die Kommuniontracht

Die Tracht der Erstkommunikantinnen und Brautjungfern bestand aus einem bis zu den Knien reichenden weißen Leinenhemd, dessen Ärmel halblang waren und das einen weißen Stehkragen hatte. Unter einem roten in langen schmalen gelegten Falten Kaschmirrock mit grünem gefältem Moiréband und einem schwarzen mit Moirérosetten verzierten Wamst trug man drei Unterröcke: einen „Blauen“, einen „Kranzrock“ und einen „Ziegelroten“. Um die Schultern wurde ein weißes und ein flammirtes Halstuch gebunden, wobei diese beiden Halstücher so gesteckt wurden, daß das Flammirte etwa ein bis zwei Zentimeter unter dem weißen Tuch am Hals hervorschaute. Darüber trug man eine selbstgehäkelte weiße Spitze. Die weiße Schürze war aus feinstem Leinen und hatte quergestepte Biesen.

Die Schürze wurde, wie alle wertvollen Schürzen, vorne gebunden. Als Kopfbedeckung diente entweder ein weißer Kranz oder der rote Aufsatz, den man mit schwarzen langen Nadeln an den Haaren befestigte. Als Schmuck diente das Halskreuz. Es war an einem Samtband mit angenähtem Seidenband befestigt, das auf dem Rücken in eine Schleife gebunden war.

Die Brauttracht

Die Braut trug nahezu die gleiche Tracht wie die Kommunikantin. Allerdings trat an Stelle der weißen Leinenschürze eine schwarze Seidenschürze, die an der Hüfte in feine Fältchen gelegt und am seitlichen Rand einen weißen Streifen hatte. Außer diesen Unter-



Variationen der Schutterwälder Frauenfesttagstracht

schieden wäre als einziges noch zu erwähnen, daß die Unterröcke der Braut größtenteils rot waren.

Die Männerfesttagstracht bzw. Hochzeits-tracht

Als Beinbekleidung diente dem Mann eine lange schwarz eingefärbte Hose, an deren unteren Rand die äußere Naht offen war. Diese wurde von breiten, buntfarbig bestickten Hosenträgern gehalten, die der Stolz jeden Mannes waren. Hierzu wurde ein weißes, gestärktes Leinenhemd mit festgenähtem Stehkragen getragen, der vorn ziemlich weit auseinanderstand und über das Kinn reichte. Die Manschetten waren mit einer sorgfältig ausgeführten Durchbruchstickerei geziert. Über dem Hemd wurde das schwarze „Brusttuch“ getragen, das vorn zwei Reihen Knöpfe hatte. Als Krawatte diente ein schwarzes seidenes Tuch, das um den Kragen des Hemdes gelegt, zu einem Knoten gebunden und dessen Enden schließlich unter das Brusttuch gesteckt wurden. Der schwarze Kirchgehrrock, der sogenannte „Halbleinene“ vervollständigte schließlich die Tracht. Der Halbleinene hatte keinen Kragen, der Stehkragen des Brusttuches er-



Die Frauenfesttagstracht

setzte diesen. Der Gehrock war karminrot gefüttert und ebenso waren die Ärmelaufschläge, die drei schwarze Knöpfe hatten, paspeliert. Als Kopfbedeckung diente der schwarze Filzhut.

Die Festtagstracht der Frauen

Bei dieser Grundtrachtenart unterscheiden wir drei Variationen, welche sich nochmals durch die verschiedene Tragweise der Halstücher unterscheiden. Grundsätzlich trug die Schutterwälderin an Festtagen den blauen „Tibetrock“ aus Kaschmir oder feinstem Wollstoff. Er war von der Hüfte bis zu den Knien in ca. 3 mm breite Fältchen gelegt und wies am unteren Ende ein ca. 6 cm breites, in winzigen Falten gelegtes, rotes Moiréband auf. Der Tibetrock hatte ein ärmelloses, meist kariertes Oberteil, das man „Brust“ nannte. Es wurde vorn mit Haken und Ösen

geschlossen und war in Schulterhöhe waagrecht ausgeschnitten. Unter dem Festtagsrock trug man mehrere Flanellunterröcke, welche aufgedruckte, ca. 20 cm breite, schwarze Kränze oder schwarze aufgenähte Samtbänder hatten. Der Oberste, der Festtagsunterrock, war rot. Man nannte ihn den „Ziegelroten“. Unter diesem wurden dann meist andersfarbige getragen. Ein weiteres, jeweils gleichbleibendes Merkmal der Frauenfesttagstracht ist die schwarzseidene Festtagsschürze, die eine weiße Borte am seitlichen Rand hatte. Sie war an der Hüfte in kleinen Falten aufgefaßt und wurde vorn gebunden.

Über dem Tibetrock wurde an einem gewöhnlichen Festtag der sogenannte „Peter“ getragen. Dieses kittelartige Gewand lief hinten etwas spitz zu und hatte einen Stehkragen, an dessen oberen Rand schmale Spitzenborten und am unteren Rand Verzierungen aus Glaskügelchen oder Spitzenborten angenäht waren. Er wurde entweder aus schwarzem Kaschmir oder Seide, seltener aus dunkelblauem Lüsterstoff genäht.

Bei besonders festlichen Anlässen trugen die Mädchen und junge Frauen ein aus schwarzem Wollstoff genähtes Mieder, das „Wamst“.

Das Wamst war langärmelig, in Schulterhöhe waagrecht ausgeschnitten und wurde vorn mit Haken geschlossen. Es war ferner mit schwarzen Seidenbändern verziert, die am unteren Rand und am Ärmel rosettenförmig gelegt waren.

Vor etwa 180 Jahren schloß das Wamst vorne nicht ganz. Man benutzte deshalb den Vorstecker, der in den Ausschnitt gesteckt wurde. Der Wamst wurde dann mit Schnüren zusammengezogen. Der Vorstecker war dreiecksförmig und oben und unten mit karminrotem Seidenband besetzt. Das obere Band wurde mit einer breiten Silberborte verziert. In der Mitte war eine Stickerei mit farbigem Filigran.

Statt des Mieders trug man auch den sogenannten „Spencer“. Dieses dunkle langärme-

lige Kleidungsstück reichte ebenfalls wie das Wamst nur bis zur Taille. Es war hochgeschlossen und hatte einen Stehkragen. Als Verzierung hatte der Spenzer schwarze, ca. 1 cm breite Seidenbänder am Kragen und am unteren Rand und an den Ärmeln kugelförmige Glasköpfe.

Am Festtag schmückte sich die Schutterwälderin nur mit großen Halstüchern. Sie wählte je nach Anlaß und je nach dem sich darunter befindlichen Kleidungsstück entweder das große Wollmusselin-Halstuch oder eines der großen Seidenhalstücher. Das Wollmusseline hatte einen braunen Untergrund, in den ein breiter Blumenkranz eingewebt war. Als Besonderheit wies es braune drei- oder fünfmal geknüpfte Fransen auf. Bei den Seidenhalstüchern unterscheidet man zwischen dem langfransigen Seidenhalstuch, das auf bläulichem oder rotem Grund große eingewebte Blumen hatte, und dem Scheckigseidenen, welches besonders durch seine vielen Farben und durch seine besondere Webart auffiel. Die großen Halstücher wurden in Dreiecksform um den Hals gelegt, über der Brust gekreuzt und nach hinten gebunden. Wir kennen jedoch auch noch jene Form des „Halstuchlegens“, bei dem das Tuch um den Hals gelegt und auf dem Rücken in einen einfachen Knoten gebunden wurde, wobei die Enden frei herabhingen.

In Schutterwald wurde an den Festtagen eine besondere Kopfbedeckung, die sogenannten Kappen getragen. Sie waren genau so verschiedenartig wie die Schutterwälder Tracht selbst. Alle nachfolgend beschriebenen Hau-

ben haben ein etwa acht Zentimeter breites, gezacktes, schwarzes Seidenband um den Unterrand, das vorn in einer Schlaufe gebunden war.

Der Hauptteil der Haube, die eigentliche Kappe, bestand aus silbernem, manchmal auch aus goldenem Grund. Die Gold- und Silberstickereien bestimmten die Namen der einzelnen Hauben. So unterscheidet man die goldene Sternenkappe, die mit je drei Sternen auf jeder Seite bestickt war. Diese Haube dürfte wohl die älteste sein. Eine zweite Art ist die goldene Ährenkappe, die ihren Namen wegen der beiden Ähren, die längs der Naht aufgestickt waren, erhalten hat.

Als dritte Art ist hier die gestickte Kappe zu nennen, die im Volksmund Spiegelkappe genannt wird. Neben einem goldenen Stern auf jeder Seite war der Kappenboden noch mit goldenen Sternstrahlen ausgefüllt. Nicht jede Frau konnte sich eine so wertvolle Kappe leisten. Diese trugen als Ersatz die „Fländerlis-kappe“. Sie hatte aus farbigem Filigran aufgestickte Muster und stellten meist Blätter, Blüten, Trauben oder Eicheln dar.

An Sonn- und Feiertagen wurde auch von den Mädchen als Kopfbedeckung eine Kappe getragen, die sich von der der Frauen nur durch ein rotes gezacktes Seidenband unterschied.

Quellen: Reportage von Paul Schott über die Schutterwälder Tracht in der „Ortenau“ aus dem Jahre 1931

Mündliche Berichte von Schutterwälder Bürgern.



Schutterwald

Foto: E. v. Pagenhardt, Baden-Baden

Kraichgautracht

Dagmar Wagner, Wiesloch-Baiertal

Als Albert Wagner, gebürtiger Bayer, jetzt Stadtrat in Wiesloch, die Kraichgauer Tracht das erste Mal auf der Baiertaler Kerwe 1981, einem Stadtteil von Wiesloch, vorstellte, war die Resonanz der Bevölkerung relativ gering. Eine Kraichgauer Tracht habe es nie gegeben, so hieß es. Er wolle wohl bayerische Sitten einführen! Kniebundhosen sollen in Bayern bleiben, hier seien nie welche getragen worden. Überhaupt, was soll eine Tracht in der heutigen Zeit! Ist das nicht ein Anachronismus?

Albert Wagner ließ sich dadurch aber nicht entmutigen. Im Gegenteil, er wollte sie einem noch größeren Publikum beim nächsten Kurpfälzischen Winzerfest in Wiesloch vorstellen. Wußte er doch, daß auch in Bayern nicht alles, was nach uraltem Brauchtum aussieht, kontinuierlich gewachsen ist.

Simon Aiblinger berichtet in seinem Buch „Vom echten bayrischen Leben“:

„Damals nahm das Trachtentragen auf dem Land bereits rapid ab. Schon 1842, als Kronprinz Maximilian zu seiner Hochzeit aus jedem Landgericht (so hießen damals die Landkreise) ein Brautpaar nach München einladen ließ, das in unverfälschter heimatlicher Tracht erscheinen sollte, stellte man fest, daß in verschiedenen Gebieten Bayerns gar keine Trachten mehr getragen wurden, so daß Kopien nach Erbstücken angefertigt werden mußten. Reisende berichteten in den 80er Jahren aus dem bestimmt weltentlegenen Zillertal, daß dort die Männer fast durchwegs städtische Kleider trugen“.

Auch das Wahrzeichen Bayerns, die Lederhose, wurde erst vor genau 100 Jahren wieder neu eingeführt. So berichtet Aiblinger:

„Das Bedauern über das Verschwinden der Lederhose, und zwar der kurzen, brachte

1883 einen Lehrer in Bayrischzell dazu, einen Trachtenverein zu gründen. Dieser Lehrer, er hieß Josef Vogl, saß an einem Sonntagabend beim Bier im Wirtshaus und ließ die Bemerkung fallen, daß kaum mehr jemand im Dorf die lederne Kurze trägt. „Wenn jemand mittat, ließat i mir gleich selm oane macha“, soll er gesagt haben. Dieser Ausspruch ist in die bayerische Geschichte eingegangen. Fünf Bayrischzeller, die damals mit am Tisch saßen, taten mit, und für den nächsten Sonntag wurde der Säckler aus Miesbach zum Maßnehmen bestellt. Die kurze Lederhose war damals, soweit sie überhaupt noch getragen wurde, eine Arbeitshose für den Sommer. Der Lehrer Vogl und seine Clique aber zogen sie am Sonntag in die Kirche an. Das war „nicht der Brauch“ und zog spöttisches Gerede auf sich, so daß die Lederhosenträger seelischen Halt brauchten. Den fanden sie, indem sie einen Verein gründeten, den „Verein für Erhaltung der Volkstracht im Leitzachtal und Bayrischzell“. Um allen Anfeindungen ein für allemal einen Riegel vorzuschieben, versicherten sie sich allerhöchsten Schutzes. Sie hielten die erste Versammlung am Tag des heiligen Ludwig, dem Namenstag des Königs, und sandten der Majestät die Vereinsstatuten zur Beurteilung zu. Die Reaktion war ein huldvolles Schreiben des königlichen Kabinettssekretärs. Es wird vom jeweiligen Vereinsvorstand bis auf den heutigen Tag als Reliquie aufbewahrt. Zwei Jahre später sehen sich zwei Trachtler des Leitzachtals bereits in offizieller Mission. Sie werden beauftragt, die vom königl. Bezirksamt als Geburtstagsgeschenk für den Reichskanzler Fürsten von Bismarck gestifteten sechs Kalbinnen und Zuchtbullen in voller Montur nach Schön-



Kraichgauer Bürgertracht, Wiesloch

hausen zu bringen. Die Reise der beiden Oberbayern in den Sachsenwald ist in der Vereinschronik als Triumphzug überliefert. Überall, wo sie auftauchen — in der kurzen, bestickten Lederhose, der grauen Joppe mit dem grünen Kragen, dem weißen Leinenhemd, um den Hals das von einem Hirschgrandl zusammengehaltene Seidentüchl, auf dem Kopf den Grünsamtenen — rotteten sich die Schaulustigen zusammen. Die Volkstracht aus dem Leitzachtal hatte ihren ersten öffentlichen Auftritt bestanden.“

Zurück zum Kraichgau und zu Albert Wagner. Wie kam er dazu, eine Tracht ausgerechnet im Kraichgau neu zu beleben?

1978 wurde er zum Vorsitzenden des Baiertaler Stadtteilvereins gewählt. Als Ziel setzte er sich, heimisches Brauchtum zu erhalten und zu pflegen. Schon seit Jahren sammelte er alte Gegenstände wie z.B. Geräte und

Werkzeuge einer ausgedienten Tabakfabrik oder der Werkstatt eines verstorbenen Holzschuhmachers. Um in der Bevölkerung das Heimatbewußtsein zu stärken, veranstaltete er 1980 und 1981 Ausstellungen: „Baiertal unser Dorf“ und „Baiertal im Kraichgau“. Darin stellte er neben alten Fotos, Landkarten und Mobilar, neben berühmten und alltäglichen Menschen des Dorfes auch die Kraichgauer Tracht vor. Die Ausstellungen waren in das Programm der Baiertaler Kerwe eingebaut, deren Ausrichtung Wagner übernommen hatte. Eben durch diese Aufgabe war ihm der Gedanke an die Tracht gekommen. Bei der Erstellung des Kerweprogramms war ihm aufgefallen, daß nur der musikalische Teil durch einheimische Gruppen abgedeckt werden konnte. Zu einer Tanz- oder Folkloredarbietung aber mußte man entfernte Gäste einladen. Der Blick nach Wiesloch bot ein ähnliches Bild.

Das Wieslocher Winzerfest, eines der größten in Baden-Württemberg, wurde ausgezeichnet präsentiert von den malerischen einheimischen Fanfarenbläsern. Aber Trachten- und Tanzgruppen lud man aus dem Schwarzwald, Bayern oder Tirol ein.

Sicher wäre es Albert Wagner nie gelungen, eine Kraichgauer Tracht wieder einzuführen, wenn er nicht die Bekanntschaft mit Pfarrer Gehrig gemacht hätte. Dieser, ein bekannter Kraichgauer Heimatforscher, hatte viele Jahre hindurch ein richtiges Museum zusammengetragen, welches heute von der Elsenser Ortsverwaltung betreut wird. Bei ihm fand er, was ihm für eine Tracht geeignet erschien, z.B. mehrere Hosenträger in Gobelin- und Perlenstickerei. Diese hatten nichts mit Edelweiß und Enzian zu tun, auch nichts mit der kleinblütigen Ornamentik des Schwarzwaldes. Sie konnten nur in einer fruchtbaren Gegend wie dem Kraichgau entstanden sein. Auch spürt man die Nähe Frankreichs. Ihre Motive sind rankende Rosen, keine geometrischen Muster wie bei den Odenwälder Hosenträgern. Beim Betrachten fragt man sich, warum ausgerechnet diese

wunderschönen Stücke im Museum ein angestaubtes Dasein führen und nicht wie in Bayern lebendiges Volksgut sind.

Die Hosenträger stickten einst junge Mädchen für ihre Liebsten mit deren Monogramm und der Jahreszahl der Fertigstellung. Sie schenkten sie ihnen, wenn sie zum Militär mußten, so Pfarrer Gehrig. Die jungen Männer schmückten damit ihre Rekrutenstäbe. Dieser Brauch lebt noch heute fort, denn noch immer schmücken Rekruten ihre Stäbe mit bunten Bändern. Pfarrer Gehrig berichtet, daß junge, unverheiratete Burschen die Hosenträger auf dem Rücken gerade, verheiratete Männer dagegen über Kreuz trugen.

Ein weiteres Prachtstück aus der Sammlung von Pfarrer Gehrig ist eine gelbe Hirschlederhose. Sie ist schmal geschnitten, knöchellang mit langen Bändern, die oberhalb des Knöchels gebunden werden. Sie hat einen aufknöpfbaren Latz mit reicher Verzierung. Auch hier findet man keine Ähnlichkeiten mit bayrischer Ornamentik. Und wieder wird die Nähe Frankreichs spürbar. Z.B. wird von dem Bruder Ludwig des XVI. berichtet, daß er sich gelbe lederne Reithosen anfertigen ließ, die damals in England in Mode gekommen waren. Er ließ sie so eng schneiden, daß ihn vier Diener hochheben und ihm in die Hosen helfen mußten.

Über die Lederhosen werden wadenlange weiße feine, rechtsgestrickte Baumwollstrümpfe getragen, an deren Außenseite sich das Monogramm des Trägers, in Perlen gestickt, befindet.

Diese schönen Einzelstücke bedeuteten natürlich eine Herausforderung für jeden Trachteninteressierten.

Ebenfalls in der Sammlung von Pfarrer Gehrig fand Albert Wagner das Buch von Carl Krieger „Kraichgauer Bauertum“. Heimatforscher ist es wohl bekannt.

Darin gibt es eine Abbildung und eine Beschreibung der Tracht um 1800. Diese wurde von Pfarrer Spörnöder aus Stebbach angefertigt, nach der Schilderung einer Frau, die

diese Tracht noch selbst getragen hatte. Die Richtigkeit seiner Aussage wird bestätigt, z.B. durch das Bild des Eppinger Bauern, durch Malereien auf den Birnkrügen der Durlacher Manufaktur, die sich zum Teil in Karlsruher und Mannheimer Museen befinden, und durch Bilder aus dem Gochsheimer Gemarkungsatlas (Otto Bickel).

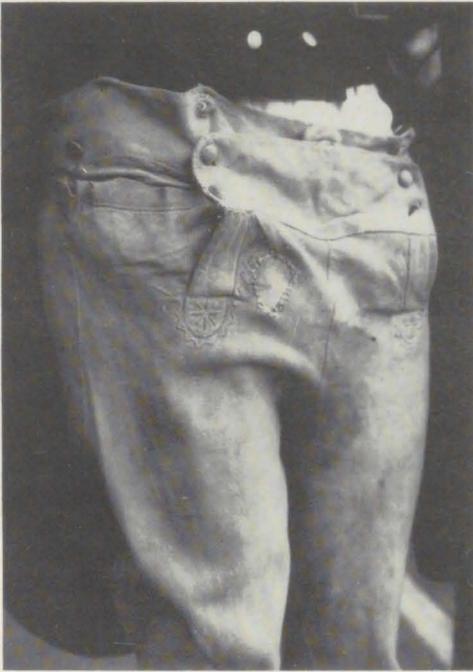
Die sonntägliche Männertracht beschreibt Krieger wie folgt:

„Die Sonntagskleidung bestand für die Männer aus schwarzen oder hirschledernen Kniehosen, weißen Strümpfen, schwarzen Schnallenschuhen, schwarzer tuchener Weste und aus einem schwarzen oder blauen, langen Tuchrock. Der Rock war mit eisernen, bei wohlhabenden Bauern mit silbernen Knöpfen besetzt. Die Kopfbedeckung war im Sommer der Dreispitz, auch Krückenhut genannt, im Winter eine Pelzmütze mit Zottel aus bunten und silbernen Fäden. Im

Kraichgauer Tracht zu Anfang des 19. Jahrhunderts



Kraichgauer Tracht zu Anfang des 19. Jahrhunderts
Gemalt von Pfarrer Spörnöder, Stebbach, ausgeführt von S. Schmid, Gombelstein



Hirschlederhose, Heimatmuseum Elsenz

Hause hatte man eine Zipfelmütze oder ein schildloses Stoffkappchen auf.“

Bevor ich auf die Einzelheiten eingehe, lassen Sie mich ein paar allgemeine Gedanken zur Tracht ausführen.

Was versteht man darunter?

Blicken wir in die Vergangenheit.

Im Mittelalter gab es keine Volkstracht. Man trug das, was man sich nach Reichtum, Geschmack und Geschick der Näherinnen leisten konnte. Der Stil war einheitlich, der Mode entsprechend, die nur in größeren Zeiträumen wechselte. Zu Beginn der neueren Zeit begann man in den Städten die Mode häufiger zu wechseln. Nicht so die Landbevölkerung! Sie hielt an der einmal lieb gewordenen Kleidung fest, formte sie nach eigenem Empfinden und Wollen um. Von dieser Zeit an haben wir Volkstrachten.

Im Laufe des 19ten Jahrhunderts verschwanden die Volkstrachten bis auf wenige Aus-

nahmen. Zur Erhaltung wurden die ersten Trachtenvereine gegründet.

Ein Hauptgrund für das Verschwinden der Volkstrachten ist das Gedankengut der französischen Revolution. Die Trachten des 18ten Jahrhunderts waren bestimmt von der Reichspolizeiverordnung, die Kurfürst Johann Wilhelm 1696 neu hatte auflegen lassen. Danach war der Bevölkerung das Tragen von Samt und Seide, Gold und Silber und allen importierten Waren untersagt. Gegen diese Einschränkung wehrte man sich im 19ten Jahrhundert, und es ist nur verständlich, daß gerade im Kraichgau, von wo auch die Bauernkriege ausgingen, alles vergessen werden sollte, was an die Zeit der Feudalherrschaft erinnerte.

Ein besonderes Beispiel ist die Kniebundhose der Männer. Sie galt nach der französischen Revolution als Zeichen der Unterdrückung. Die lange Hose, die Culotte, wurde eingeführt. Alle die noch die Kniebundhose trugen, und dem Adel verpflichtet waren, wurden verächtlich Sansculotte, was heute fälschlicherweise oft mit „ohne Hose“ übersetzt wird, bezeichnet.

Auf den Abbildungen Ende des 18ten Jahrhunderts sieht man überall die Kniebundhose. Ein halbes Jahrhundert später beschreibt der Geograph Friedrich Ratzel die Männer „seines Dorfes“ Eichtersheim: „Sonntags trugen sie blaue Röcke mit langen Schößen, lange Beinkleider und schwarze Schirmmützen“. Im Heimatdorf des Revolutionärs Friedrich Heckers hatte die Kniebundhose der langen Hose Platz gemacht. Nach Kriegers Ausführungen gehörte zum Sonntagsstaat des Bauern um 1800 noch der würdevolle Dreispitz, ca. 50 Jahre später mußte er der Schirmmütze weichen. Diese Aussage Ratzels deckt sich auch mit der Beschreibung von Wilhelm Senges 1937 über das Kraichgaudorf Helmstadt:

„Früher trugen die Männer den im Odenwald üblich gewesenen Dreimaster und den langen, blauen Rock. Diese Kleidung vererbte sich vom Vater auf den Sohn. In einem

Gellertschen Lied heißt es davon: „... Er starb und ließ bei seinem Sterben den dreifach spitzigen Hut dem Erben ...“

Der Erbe aber verachtete den großen, unbequemen Hut und griff leider zur elenden Kappe, die vom „Kopfschuster“ aus der Stadt herüberkam“.

Der Dreispitz hat viele Namen, zum Beispiel Nebelspalter, Krückenhut, Wolkenschlitzer. Er ist eine Abwandlung des breitrempigen Rundhutes. Ein Exemplar fand A. Wagner im Heimatmuseum Sinsheim.

Nun hatte Wagner bereits 4 Teile, auf die er sich bei der Rekonstruktion der Männertracht fest stützen konnte. Hose, Hosenträger, Strümpfe und Dreispitz. Zu ergänzen war noch der immer wieder beschriebene blaue Tuchrock und die Weste. Originale aus dieser Zeit konnten nicht gefunden werden. Ihm blieben nur die Abbildungen Carl Kriegers und die Beschreibung von Pfarrer Johann Philipp Glock, der in seinem Heimatbuch über Burg, Stadt und Dorf Zuzenhausen 1886 schrieb:

„Der blaue tüchene Kirchenrock reichte bis über die Kniee, hatte zwei Reihen übersponnene große Knöpfe, einen aufrecht stehenden Kragen und zur Rechten und Linken eine Tasche“.

Allgemein hatten die Röcke der damaligen Zeit hinten einen Schlitz bis zur Taille, damit er auch beim Reiten getragen werden konnte. Die Knöpfe an der Vorderseite, bei Krieger je 4 Stück, waren nur Zierde. Der Rock wurde offen getragen oder mit Haken und Ösen zugemacht. Der Kragen war ein Stehkragen. Der Rockstoff war besonders gut. Das ist sicher auch mit ein Grund, warum er sich solange hielt und auch noch in der Zeit mit Schirmmütze und langer Hose getragen werden konnte. Es wird angenommen, daß sein Ursprung in den Uniformen liegt, die, nach der Entlassung der Männer vom Militär, daheim aufgetragen wurden.

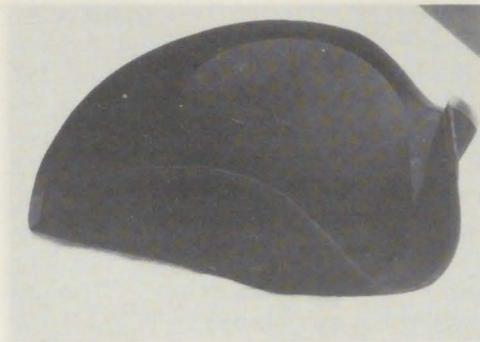
Die Weste wird örtlich verschieden beschrieben. Bei Carl Krieger ist sie aus schwarzem Tuch. In Zuzenhausen ist sie ebenfalls

schwarz, oft samten mit zwei Reihen gelber, blanker Metallknöpfe. Goethe beschrieb in seinem Tagebuch der Schweizerreise 1797, daß die Männer von Wiesenbach weiße, mit gewirkten Blumen gezierte Westen trugen. Die Rappenauer dagegen haben nach Friedrich Metz blaue Westen. Da diese Besonderheiten natürlich den jeweils beschriebenen Orten vorbehalten sind, entschied sich Wagner für die allgemeine schwarze Weste mit zwei Reihen Metallknöpfen.

Albert Wagner ging es auch darum, die Jugend zu gewinnen. Pfarrer Johann Glock schreibt: „Die Burschen tragen anstelle des Dreispitz ihre Brohkäpplein, d. i. Pelzkappen aus Iltis-, Marder-, Biber- oder Fischotterfell, die mit roten oder blauen Litzen und Knöp-

Eppinger Bauernsohn in seiner Sonntagstracht, um 1860





Dreispietz, Heimatmuseum in Sinsheim

fen verziert waren“. Die gleiche Form wie diese „Brohkäpplein“ hatte auch eine andere Kopfbedeckung die des öfteren erwähnt wird. Sie wurde von älteren Männern im Haus getragen. Es handelt sich um ein kunstvoll gesticktes, schildloses Käppchen aus Stoff oder aus Samt. Dieses hat sich bis ins 20te Jahrhundert hinein gehalten. Ältere Leute erinnern sich noch. Es wird durch mehrere Photographien und Museumsstücke belegt.

Albert Wagner verwandte sie für die Burschen einer neu ins Leben gerufenen Jugend-Tanz- und Trachtengruppe. Da diese die Weinstadt Wiesloch darstellen sollten, wurden Weinreben in braunen Samt gestickt. Weiter bekamen sie eine kurze blaue Jacke, eine schwarze Kniebundhose und weiße Baumwollstrümpfe.

Die Männertracht war fertig!

Wie man sich auf dem Wieslocher Winzerfest 1982 überzeugen konnte, wirkten alle Trachtenträger sehr stattlich. Diesmal war der Beifall der Bevölkerung groß. Besonders den Herren Minister Gerhard Weiser, Oberbürgermeister Heinz Bettinger und dem Präsidenten des Badischen Weinbauverbandes Peter Schüttler gilt es an dieser Stelle zu danken. Sie haben durch ihre Mitwirkung die erneuerte Kraichgauer Tracht populär gemacht.

Viel schwieriger als die Männertracht war die Rekonstruktion der Frauentracht. Hier konnte man auf keine Originalstücke zurückgreifen. Die Beschreibung von Krieger lautet:

„Die Frauen trugen Sonntags Bluse und Faltenrock, in dunklen Farben gehalten (blau, grün oder braun). Über den Rock war eine Schürze aus geblumtem oder buntem Stoffe gebunden. Um die Brust war bei Frauen ein farbiges, bei Mädchen ein weißes, gesticktes Tuch kreuzweise geschlungen, das auf dem Rücken zusammengebunden wurde. Als Kopfbedeckung hatten die Frauen ein schwarzes oder braunes, spitz zulaufendes Mützchen mit kleinen runden Metallplättchen, bestickt, ‚Kowwlheiw‘ genannt. Das Mützchen wurde unter dem Kinn mit einem

Baiertaler Landwirt Josef Wipfler mit besticktem Rundkäppchen des Kraichgauers, um 1920





Trachtenfestzug aus Anlaß des Kurpfälzischen Winzerfestes 1982 in Wiesloch. Das Foto zeigt Landwirtschaftsminister Gerhard Weiser (links) und OB Heinz Bettinger (rechts)

Taftband festgehalten. Weiße Strümpfe und schwarze, bestickte Stoffschuhe vervollständigten den Sonntagsstaat.

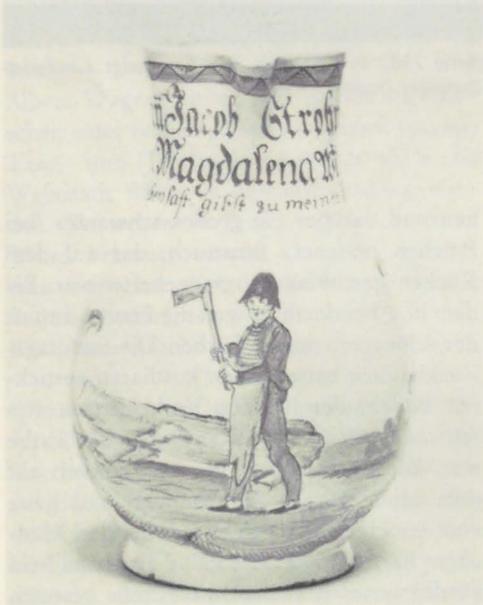
Zu Großvaters und Vaters Zeit schenkte man seiner jungen Frau am Hochzeitstage den großen, schwarzen, ‚achteckigen Schal‘, den sie nun bei festlichen und feierlichen Anlässen in ihrem künftigen Leben trug, und sie gab ihrem Manne als Gegengeschenk ein schwarzsamtenes Brusttuch.

Zum Abendmahl trugen die Frauen ein schwarzes Umschlagtuch, das sich als der bekannte ‚achteckige Schal‘ bis vor dem Kriege erhalten hat.“

Glock berichtet:

„Das weibliche Geschlecht trug am Sonntag dunkelblaue Röcke, darüber schwarze Jak-

ken und darüber ein großes schwarzes (bei Reichen seidenes) Brusttuch, das auf dem Rücken geschlungen bzw. geheftet war. Bei dem hl. Abendmahl trugen die Frauen anstatt der schwarzen weiße Tücher. Die Sonntags-Zuckhauben hatten einen kostbaren gestickten Boden, der bei den Verheirateten von schwarzer, bei den Ledigen von weißer Farbe war. Die Zöpfe waren in einen Knoten auf dem Hinterhaupte festgebunden und ganz von der Haube bedeckt, auch bei den Mädchen. Barhäuptig durfte keine Frau und kein konfirmiertes Mädchen die Kirche betreten (vgl. die Vermahnung des Apostels 1. Kor. 11, 13). Beim Tanz am Erntekranz und an der Kirchweihe legten die Mädchen weiße Schürzen an.“



Bierkrüge

Emil Zapf, Epfenbach, schreibt 1936 in seinem Buch „Unsere Heimat und Sippe“:

„Wohl die Wenigsten wissen, daß in den Dörfern im Kraichgauer Hügelland, noch bis ins letzte Jahrhundert hinein, eine Art Tracht getragen wurde. Die Frauen trugen einen eingelesenen weiten Rock, darüber einen Strupfkittel aus Tuch, der um die Hüften sehr eng anlag und weite Schinkenärmel besaß. Die älteren Frauen waren mit dem sogenannten ‚Sackpeter‘, einem aus leichterem Tuch gefertigten Kittel, bekleidet. Ein besonderer Brauch herrschte in der Zeit zwischen dem Himmelfahrtstag bis zur Kirchweih, wo die jüngeren Frauen zu ihrem Sonntagsstaat noch mit weißgestärkten Tüllhauben ausgingen, während die ältere Frauenwelt an Stelle der Haube die Schnillje trugen, ein schwarzes Kopftuch mit vielfachem Zierrat, das unterm Kinn zusammengehalten wurde“. Anhand der Beschreibung und Abbildung von Carl Krieger ließ Wagner eine Frauen-tracht schneiden:

Dunkles, hochgeschlossenes Mieder mit Schinkenärmeln, Faltenrock mit eingelegten Taschen, dezent geblümter Schürze, spitzes Samthäubchen mit Metallplättchen und Perlenstickerei, einen Schal aus Kaschmirwolle, groß genug, um ihn auf dem Rücken zu binden, und einen aus Seide, der dem achteckigen Schal nachempfunden wurde.

Die auf dem Rücken gebundenen Schals machten einiges Kopfzerbrechen:

Nimmt man einen quadratischen Schal, der zu einem Dreieck zusammengelegt wird, benötigt man eine ungeheure Größe, um ihn am Rücken festbinden zu können!

Das Bild, das dadurch entsteht, entspricht nicht der Abbildung Kriegers oder denen der Birnkrüge. Nimmt man einen rechteckigen Schal ähnlich einer Stola, und versucht ihn am Rücken zu binden, so kämpft man mit einer Stoffülle, aus der sich weder ein Knoten noch eine Schleife machen läßt. Eine Verjüngung der zu verknüpfenden Enden wird notwendig. Durch diese Abschrägung entsteht ein Achteck. Ein solcher Schal ähnelt der Ab-

bildung sehr genau. Das schönste und deutlichste Bild eines am Rücken verschlungenen Schals ist das Portrait der Erbprinzessin Elisabeth von Baden, späteren Zarin von Rußland, das um 1800 entstand.

In der Zwischenzeit sind mehrere Schals aufgetaucht. So ein Hochzeitsschal aus Untergrombach, der um 1900 noch getragen wurde, und ein besonders interessantes Stück aus Baiertal. Es handelt sich um einen schwarzen Schal aus Wollstoff mit Kettenstichverzierungen. Interessant ist der Schnitt, der es bei relativ geringem Stoffverbrauch ermöglicht, den Schal am Rücken festzumachen.

Alles in allem war die Frauen-tracht nicht so befriedigend wie die Männer-tracht. Hatte sie doch den Hosenträgern, der Lederhose und dem Dreispitz nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen. Die spitzen Häubchen ließen mehrere Varianten zu. Die Stickerei war allenfalls schöne Fantasie. Hinzu kam, daß sie sehr traurig wirkte und selbst hübsche, junge Mädchen in alte Frauen verwandelte.

Deswegen war Albert Wagner sehr glücklich, als er in Gochsheim fündig wurde. Dort bewahrte Frau Reil ein Dirndl ihrer Ahnin auf. Es ist das der Frau Jakobine Leicht, geboren am 9. 9. 1833, gestorben am 30. 11. 1904.

Das Dirndl besteht aus einer hochgeschlossenen weißen Bluse mit bauschigen kurzen Ärmeln und Weißstickerei. Der Kragen ist separat aus gehäkelten Spitzen, das Mieder aus braunem Samt, tief ausgeschnitten, mit Silberfadenstickerei und grüner Litzeneinfassung. Vorn verläuft eine schmale Schnürung über eingelassene Ösen. Ein Hüftpolster ist fest angenäht. Der Saum des roten Rockes ist mit weißer und schwarzer Spitze eingefast. Auf halber Höhe verläuft ein blauer Streifen mit grauer Spitze. Die Schürze besteht aus weißem Batist mit Lochstickerei. Die herabhängenden Schürzenbänder sind angenäht und können nicht zur Schleife gebunden werden. Dazu gibt es einen großen schwarzen Kaschmirschal mit Rosenmuster



Kaiserin Elisabeth von Rußland

und geknüpften Fransen. Dieses Dirndl wirkt frisch und jung.

Albert Wagner schritt zur Tat und stattete damit die weiblichen Mitglieder seiner jungen Trachtentanzgruppe aus. Ein besseres Dirndl als Vorbild hätte er sich für die Weinstadt Wiesloch nicht denken können. Ist doch die Schnürung des Mieders in der Fachsprache als Winzerschnürung bekannt. Da das Käppchen der Burschen und das farbenfrohe Dirndl der Mädchen aus der gleichen Zeit stammen, konnte er es wagen, die zwei Elemente ohne Stilbruch zusammenzufügen.

In der Ermangelung eines anderen Vorbildes wurde auch bei den Frauen der gleiche Schnitt verwandt. In der Farbzusammenstellung aber hielt er sich an die Beschreibung Kriegers. Die dunklen Farben sind historisch

begründet. Bei den evangelischen Frauen war es der Calvinismus, der ihnen dunkle und einfache Kleidung vorschrieb. Bei den katholischen Frauen wirkte noch der Einfluß der spanischen Hofmode nach. Auch an dem vorn über der Brust gekreuzten Schal, der durch soviel Bilder belegt ist, wurde festgehalten.

Der schwarze achteckige Seidenschal, der auf dem Rücken zu einer Schleife gebunden wird, ist eine besonders geglückte Ergänzung zu der schleifenlosen Schürze. Er verleiht der Frau die gleiche Würde, wie der Dreispitz dem Mann.

Das Sorgenkind bleibt die Haube. Hier muß noch weiter gearbeitet und geforscht werden. Der Eindruck einer Zeichnung ist zu wenig. Das Goldhäubchen, das beim Winzerfest in Wiesloch getragen wurde, soll aber mehr bedeuten als nur eine Notlösung. Es ist eine Huldigung an den goldenen Wein, der hier im Kraichgau angebaut wird.

Aus den Ausführungen wird deutlich, daß es Albert Wagner um etwas anderes ging als um die hundertprozentige historisch genaue Wiedergabe einer Kleidung aus einer bestimmten Zeit.

Es geht ihm darum, unverwechselbare Elemente, die im Kraichgau entstanden sind, zu einer Einheit zusammenzufügen in einer Tracht, die auch der moderne Mensch akzeptieren kann, also nicht um die Wiederbelebung verstaubter Kleiderformen.

Es geht darum, dem Kraichgau sein Gesicht zu geben, und die museal dahinvegetierenden Zeugen seiner Volkskunst zu neuem Leben zu erwecken und Allgemeingut werden zu lassen.

Die Antwort auf die mehrfach gestellte Frage, was Tracht in der heutigen Zeit bedeutet, gibt Rudolf Fochler:

„Wer die Tracht kennt, kennt dann auch die Kultur, aus der sie gekommen ist. In den Trachten, historischen wie erneuerten, spiegelt sich die Entwicklung ganzer Jahrhunderte. Man muß es nur verstehen, hinter die

Dinge zu blicken. Nur so lernt man fremde Gegenden und Menschen kennen und — lieben“.

Und der frühere Bayerische Ministerpräsi-

dent Alfons Goppel sagte es schlichter:

„Die Tracht ist neben dem Dialekt eines der sinnfälligsten Mittel, um auszudrücken, woher man kommt und wohin man gehört.“



„Der Hut passt!“ — Minister Weiser hatte die richtige Größe erwischt



Profanbauten des Barock in Waldshut

Weitzenegger im Gefolge Bagnatos

Konrad Sutter, Waldshut

Waldshut, seit 1975 Teil der Großen Kreisstadt Waldshut-Tiengen, kann sich glücklich schätzen, sein mittelalterliches, heute noch zwei Festungstore aufweisendes Stadtbild weitgehend unverfälscht in unsere Zeit herübergerettet zu haben. Die eng aneinandergereihten Bürgerhäuser stammen in der Grundsubstanz meist noch aus der Zeit der Gotik. Mit ihren Staffelgiebeln, den vorspringenden Walmdächern und den schmucken Aufzugsgauben vermitteln sie den Bewohnern wie den Besuchern noch immer eine behagliche, heimelige Atmosphäre.

Barocke Akzente im Baugefüge der Stadt wurden namentlich beim Wiederaufbau nach dem großen Brand im Jahre 1726 gesetzt. Dieser Bauphase mag deshalb eine besondere — überregionale — kunstgeschichtliche Bedeutung zukommen, weil sich jetzt Belege für das Wirken des Deutschordensbaumeisters Johann Caspar Bagnato (1696—1757), eines Meisters profanen Bauens mit großem Anteil an der Entwicklung des Barocks im süddeutschen Sprachraum, finden ließen¹). Außerdem kam im Gefolge Bagnatos — offenbar als ein von dessen Ideen inspirierter Mitarbeiter — der „Maurerpalier“ und spätere Baumeister Ferdinand Weitzenegger an den Hochrhein. Hier schuf Weitzenegger als eingebürgerter Waldshuter beachtliche Sakral- und Profanbauten; er ist zugleich neben Bagnato der einzige bekannte Schöpfer von Bauwerken barocken Stils im Stadtgebiet von Waldshut²).

Waldshut wird Amtsstadt

Eines der markantesten Barockgebäude in Waldshut ist die einstige Waldvogtei, das

heutige Landratsamt. Der Waldvogt wachte in dem damals vorderösterreichischen Gebiet zwischen Wehra und Schlücht-Schwarza-Linie über die hoheitlichen Rechte. Hier durften sich die Bewohner im Rahmen der sogenannten Einungen selbst verwalten und im Bedarfsfalle eine eigene Streitmacht aufstellen³). Die Residenz des Waldvogtes — er unterstand der vorderösterreichischen Regierung, die ihren Sitz zunächst in Ensisheim/Elsaß, ab 1651 in Freiburg hatte — befand sich ursprünglich auf der Burg Hauenstein, die dem Landstrich auch die Bezeichnung Vogtei, Herrschaft und zuletzt Grafschaft Hauenstein gab, bis man das Gebiet nach seinem Übergang auf das neue Land Baden, 1806, Hotzenwald zu nennen begann⁴). Um 1500 verlegten die Waldvögte ihren Sitz in die Stadt Waldshut.

In welchem Gebäude die Waldvögte zunächst ihre Amtsgeschäfte abwickelten, ließ sich bisher nicht feststellen; vermutlich jeweils im eigenen Hause, zumal sie bis 1730 keinen eigenen Schreiber hatten. In einem Vertrag vom 27. Februar 1610 ist die Rede vom Kauf eines Hauses auf der Bernhalde (Abhang zum Rhein an der Südostecke des alten Stadtgebietes) durch den Waldvogt Konrad von Altendorf zu Neuhausen⁵). Damit läßt sich erstmals in Waldshut der Amts- und Wohnsitz eines Waldvogtes bestimmen.

1631 erhielt der nunmehrige Waldvogt Max Jakob Freiherr von und zu Schönau von der vorderösterreichischen Regierung in Ensisheim die Genehmigung, das Haus der Witwe seines Vorgängers zu kaufen, um es als „Herrschaftliches Amtshaus“ zu nutzen⁶). Damit war offiziell das Waldvogteiamt in



Waldshut (H. Thoma)

Waldshut errichtet und die Stadt zu einer Amtsstadt geworden.

Waldvogteigebäude reparaturbedürftig

Das Gebäude selbst dürfte beim Kauf — für 1500 Gulden — schon ziemlich alt gewesen sein, denn in einem Schreiben von 1652 ist bereits von Reparaturen die Rede⁷⁾. Nunmehr versiegen unsere schriftlichen Quellen für längere Zeit.

Am 14. Juni 1730 wird Freiherr Franz Anton von und zu Schönau Waldvogt und Schultheiß der Stadt Waldshut⁸⁾. Das Wohnen im Waldvogteigebäude war wegen des schlechten Zustandes dieses Hauses nicht möglich. Er findet ein Unterkommen in dem vor der Waldvogtei befindlichen Hause des Barons Marquart Magnus Rudolf Zweyer von Evecbach, der als bischöflich konstanzer Obervogt in Klingnau/Aargau amtierte. Es handelt sich um das heute sogenannte Greifeneggsschlößchen. Die genehmigte Miete betrug 30 Gulden jährlich⁹⁾.

Bald nach seinem Dienstantritt wandte sich der Waldvogt an die Regierung mit der Bitte um Genehmigung einer Reparatur; dabei führte er an, das Archiv der „alten Waldvogteihaus Bewohnung“ sei der Gefahr des Mäusefraßes ausgesetzt, Hausgang und Stallungen seien völlig ruinös. Die Regierung schlug vor, das Archiv im Turmgewölbe der Johanneskirche unterzubringen¹⁰⁾. Merkwür-

digerweise weigerte sich aber die Verwaltung der Stadt, die bereits ihr Archiv dort installiert hatte, einen Platz freizumachen, obwohl der Waldvogt doch zugleich ihr Schultheiß war.

Wegen der erforderlichen Reparatur der Waldvogtei entstand nun ein umfangreicher, sich lange hinziehender Briefwechsel zwischen der vorderösterreichischen Regierung in Freiburg und der Waldvogtei, während die Arbeiten noch lange auf sich warten lassen. Nachdem vom Waldvogt am 3. Februar 1736 berichtet worden war, in Waldshut sei kein „Bausachverständiger“ für die Anfertigung eines Gutachtens vorhanden, hatte auf Anordnung der Regierung der Freiburger Fortifikationszimmermeister Johann Martin van der Lew „das Gebäu in Augenschein zu nehmen“ und einen Riß sowie eine Kostenaufstellung vorzulegen. Nach seiner Berechnung sollten die Kosten auf 3288 Gulden zu stehen kommen, was der Regierung aber zu hoch erschien¹¹⁾. Sie forderte deshalb den Waldvogt auf, einen andern in der Gegend von Waldshut tätigen „Bauverständigen“ hierüber zu vernehmen“.

Bagnato hat „Schau gehalten“

Am 17. Juli 1736 berichtete der Waldvogt in einem Antwortschreiben an die Regierung, vor einigen Tagen habe der althausische Baumeister Bagnato „Schau gehalten“ und sich bereit erklärt, einen Riß mit weit geringeren Kosten zu fertigen, als sie die Lew'sche Spezifikation aufweise. Damit besitzen wir den ersten Beleg für einen Aufenthalt Bagnatos in Waldshut.

Bagnato legte mit Datum vom 26. Dezember 1736 eine Spezifikation mit einem Aufriß und Grundrissen der drei geplanten Stockwerke vor, kam dabei aber auf die noch höhere Summe von 3381 Gulden¹²⁾. Darauf gingen wieder Schreiben zwischen Waldshut und Freiburg hin und her, ohne daß eine Entscheidung getroffen wurde.

Es wäre hier zu fragen, auf welchem Wege wohl die Verbindung zu dem Deutschordensbaumeister Bagnato zustande kam. Dazu läßt sich anführen, daß ein Verwandter des Waldvogtes von Schönau, nämlich Johann Franz Carl von Schönau, Deutschordensangehöriger und 1729/30 Komtur in Ruffach/Elsaß, 1740 in Beuggen war. Über ihn könnte der bei seinem Orden tätig gewesene Bagnato vermittelt worden sein.

Eine weitere Frage wäre, ob Bagnato bei seinen Aufenthalten in Waldshut nicht auch anderweitig tätig war, insbesondere, ob er mit der Planung des 1738 entstandenen von Roll'schen Palais (heute Kaffee Rössler) beauftragt war, zumal eben zu dieser Zeit festgestellt wurde, daß in Waldshut kein „Bausachverständiger“ vorhanden sei. Damals war Ignatius Servatius von Roll Komtur auf der Mainau, wo Bagnato die Schloßkirche baute. Er könnte die Verbindung zwischen Bagnato und den von Roll in Waldshut hergestellt haben.

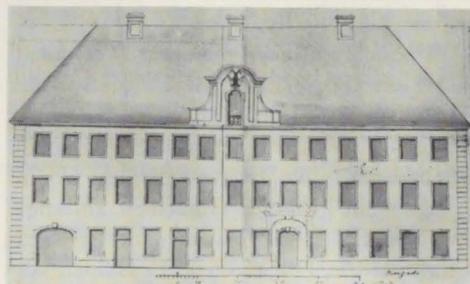
Am 6. Juli 1741 verstarb Baron von Zweyer in Klingnau¹³). Da seine Witwe das eigene Haus in Waldshut beziehen wollte, mußte der Waldvogt es räumen. Er erhielt dafür das Haus des Kaufmanns Peter Greis (Standort unbekannt), das aber ebenfalls reparaturbedürftig war, zur Miete zugesprochen. Im Januar 1750 wurde der „Baumeister Ferdinand Weitzenegger“ aufgefordert, einen Überschlag zu den dringend erforderlichen Reparaturen am Greis'schen Hause vorzulegen, in welchem der Waldvogt nun schon seit sieben Jahren wohnte. Weitzenegger wird damit erstmals in Waldshut tätig.

Waldvogt Landsee ergreift Initiativen

Das Bauvorhaben scheint inzwischen keine Fortschritte gemacht zu haben. Den schon lange kränkelnden Bagnato ereilte am 15. Juni 1757 der Tod. Am 15. August gleichen Jahres resignierte der Waldvogt von Schönau, worauf der vorderösterreichische Repräsentations- und Kammerrat Joseph Tröndlin



Waldvogteigebäude



Plan für den Umbau

(J. C. Bagnato)



Pfarrhaus in Waldshut (1749 erbaut)

von Greiffenegg Waldvogt der Grafschaft Hauenstein und Schultheiß der Stadt Waldshut wurde¹⁴). Als dieser am 5. April 1765 das Zeitliche segnete, folgte ihm am 18. Januar 1766 der Repräsentations- und Kammerrat Joseph Freiherr von Landsee im Amte nach. Erst dieser scheint sich des Waldvogteibaues wieder angenommen zu haben. Obwohl der Maurermeister Hirschspiel, der nicht in Waldshut ansässig war, 1767 Reparaturen unbekanntes Ausmaßes ausführte¹⁵), ist 1771 in den Akten noch immer von einem ruinösen Bauwerk die Rede.

1772 besichtigte der Freiburger Wasserbauinspektor Johann Eberenz, Professor der Baukunst, zusammen mit dem Freiburger Maurer- und Steinmetzmeister Leonhard Wippert das Waldvogteigebäude, worauf Eberenz ein größeres Gutachten anfertigte und Wippert einen Vorschlag für die Reparaturkosten in Höhe von 2543 Gulden vorlegte.

Die vorderösterreichische Regierung wollte aber eine derart hohe Summe immer noch nicht genehmigen und verfügte, man möge sich zur Unterbringung der Waldvogtei nach einem anderen Haus umsehen, das man günstig mieten könne. Als diese Bemühungen ohne Erfolg blieben, erwog man den Verkauf der Waldvogtei und den Erwerb des noch immer nicht bezugsfertig ausgebauten Rathauses in Waldshut. Doch Professor Eberenz riet davon ab. Wiederum ist die Rede von der Reparatur der Waldvogtei. Um eine Reparatur im heutigen Sinne kann es sich dabei jedoch nicht gehandelt haben, denn es wird angeführt, das Bewohnen des Gebäudes sei lebensgefährlich und die Reparatur komme einem Neubau gleich.

Waldvogteibau Weitzenegger übertragen

Nun holte man ein Angebot bei Ferdinand Weitzenegger ein. Er kam auf einen Kostenbetrag von 2000 Gulden, was nun erheblich unter den bisher geforderten Summen lag. Dies veranlaßte die Regierung, die Arbeiten

mit Schreiben vom 29. März 1774 endlich Weitzenegger zu übertragen. Waldvogt Landsee scheint seit der Reparatur von 1767 wieder im Gebäude gewohnt zu haben; er berichtete jedenfalls, er müsse während des Umbaues ausziehen.

Am 23. August 1774 schickte die Regierung dem Waldvogt ein Schreiben, in welchem sie ihm vorhielt, zu wenig für die Beischaffung der Baumaterialien gesorgt zu haben, so daß man erst im Frühjahr 1775 mit den Arbeiten richtig beginnen könne.

Am 6. Februar 1775 mußte der Waldvogt der Regierung melden, Weitzenegger sei unvermutet an einem Schlagfluß gestorben, man müsse „jemand Tauglicher aufbringen, der in seinen Akkord einsteht“. Am 15. Februar 1775 konnte mit dem Maurermeister Kühne aus Dogern ein neuer Akkord abgeschlossen werden, der auf 2129 Gulden lautete¹⁶).

Weitzenegger hatte bereits ein Drittel der Akkordsumme erhalten. Demzufolge dürfte bei seinem Tod ein entsprechender Teil der Arbeiten ausgeführt gewesen sein. Vor allem mußte die Planung voll in seinen Händen gelegen haben. Inwieweit er dabei die Pläne Bagnatos benützte und ob sie ihm überhaupt zugänglich waren, ließ sich bisher nicht klären, zumal über das Aussehen des 1775 erstellten Baues keine Kenntnis zu erlangen war. 1904 erfolgte der Um- und Anbau, bei welchem das Gebäude sein heutiges Aussehen erhielt. Festzustellen ist jedenfalls, daß Bagnato einen größeren Bau mit einer 15-Fenster-Front plante, während später eine solche mit nur sieben Fenstern geschaffen wurde. Den Zwerchgiebel und eine Portalumrahmung hatte Bagnato schon in einfacheren Formen als den heutigen eingeplant.

Weitzenegger baute für St. Blasien

Ferdinand Weitzenegger begegnen wir erstmals in Mainz. Johann Caspar Bagnato begann dort 1742 mit dem Neubau der Johannerordenskommande Zum hl. Grab. Im gleichen Jahr vereinbarte er einen Akkord

mit dem „Maurermeister Ferdinand Weitzenegger“. Bis 1747 haben beide an dem Großprojekt gearbeitet. Weitzenegger führte während der Abwesenheit Bagnatos — und abwesend war Bagnato wegen seiner vielen gleichzeitigen Unternehmen fast ständig — die Bauaufsicht. Er fertigte selbst Entwürfe und Risse für Nebenbauten, die er Bagnato zur Entscheidung vorlegte¹⁷⁾.

Bagnato begann 1746 mit dem Bau der sanktblasischen Propstei in Klingnau. Als er 1748 zur Weiterführung der Arbeiten einen neuen Polier benötigte, gab er Ferdinand Weitzenegger diesen Posten und vermerkte in einem Schreiben an die Abtei St. Blasien, Weitzenegger habe „in die fünf Jahre zu Mainz in Arbeit gestanden“, wo nun der Bau der neuen Kommende beendet sei¹⁸⁾. Weitzenegger scheint bei der Leitung des Baues in Klingnau sein Können unter Beweis gestellt und dabei das Vertrauen der Klosterleute erworben zu haben. Er konnte darauf in deren Dienste treten.

Es ließ sich eine Anzahl zum Teil auch bedeutender Arbeiten ermitteln, die Weitzenegger im Auftrag St. Blasiens ausgeführt hat. So fertigte er 1750 ein Gutachten für die Verlängerung der Kirche in Weilheim an¹⁹⁾. 1752 leitete er den Kirchenbau in Fützen²⁰⁾. Eine Aufstellung über die Reparaturkosten für den Pfarrhausbau in Aichen folgte 1745²¹⁾. 1756 hatte er einen Überschlag für einen Glockenstuhl, ebenfalls in Aichen, aufzustellen²²⁾. 1758 entstand unter seiner Leitung die neue Pfarrkirche in Waldkirch, Kreis Waldshut²³⁾. 1762 schuf er das neue Pfarrhaus in Weilheim²⁴⁾. Die neue Kirche in Dogern baute er, wie ein am 22. Januar 1766 eingegangener Akkord in Höhe von 3300 Gulden ausweist, ebenfalls nach eigenem Riß. Der fürstenbergische Baudirektor Salzmann mußte ein Gutachten darüber anfertigen²⁵⁾. Schließlich wäre noch die Kirche in Krenkingen zu nennen, von welcher jedoch keinerlei Bauakten mehr aufzufinden waren. Da sie aber 1766, also im gleichen Zeitraum und auch vom Kloster St. Blasien erbaut

wurde, überdies stilistische Verwandtschaft mit den Kirchen in Waldkirch und Dogern aufweist, sind Zweifel an der Urheberschaft Weitzeneggers kaum erlaubt²⁶⁾.

Diese Aufzählung ist keineswegs vollständig. Von vielen Orten fehlen schriftliche Überlieferungen über Bauausführungen gänzlich. Es ließ sich bisher auch nicht feststellen, wann Weitzenegger sein Dienstverhältnis beim Kloster St. Blasien genau begonnen oder beendet hat, welche Kompetenzen er hatte und wann er sich aus der Abhängigkeit von Bagnato, der seit spätestens 1745 für St. Blasien tätig war²⁷⁾, zu lösen und sich selbständig zu machen vermochte. Die Bauleitung zumindest von einem der Nebenbauten des Klosters in St. Blasien kann für Weitzenegger belegt werden. Es ist das 1763 entstandene und heute noch erhaltene sogenannte Beamtenhaus, das westlich vom heutigen „Klosterhof“ steht, damals als „vis à vis der Kanzlei“ (heute Pfarrhaus) angeführt²⁸⁾.

An dieser Stelle wäre auch die Frage nach dem Baumeister des heutigen Pfarrhauses in Grafenhausen zu stellen. Es wurde 1763/65 vom Kloster St. Blasien gebaut und bisher verschiedentlich in wohl etwas voreiliger Weise Bagnato beziehungsweise seinem Sohne zugeschrieben, ohne Belege dafür vorweisen zu können. Eine neuerlich versuchte Klärung blieb wegen Fehlens entsprechender Akten ohne Erfolg. Da jedoch die Bauzeit in die Hauptwirkungsphase Weitzeneggers für St. Blasien fällt, liegt es näher anzunehmen, daß er es war, der für Plan und Bauleitung verantwortlich zeichnete.

Bagnato baute das Pfarrhaus in Waldshut

Noch einmal begegnen wir Bagnato in Waldshut. Mit Vertrag vom 16. Juni 1684 verkaufte die Stadt Bern den ihr über das Kloster Königsfelden/Aargau zugefallenen Hof in Waldshut samt dazugehöriger Kollatur und Kirchensatz (das Recht, den Pfarrer einzusetzen, und Anspruch auf bestimmte Abgaben) daselbst und zu Dogern mit allen



Greiffeneggschlößle in Waldshut

Rechten an das Kloster St. Blasien. Dadurch fiel die Baupflicht in Waldshut an das Kloster.

Der Abt von St. Blasien ließ nun 1748 den baufälligen alten Pfarrhof abbrechen und im folgenden Jahr von Bagnato unter Mitwirkung Weitzeneggers als Bauleiter einen neuen aufbauen. Schwierigkeiten bereitete dabei die Platzfrage. Am 28. März 1748 berichtete Stadtpfarrer Schnetzer an das Kloster St. Blasien²⁹⁾, Bagnato habe sich geäußert, der Pfarrhof könne „in ein vernehmliches Quadrum nicht gebracht werden, wenn nicht vom Friedhof einigen Platz von etwelchen Schuhen abgetreten werde“, wofür die Stadtverwaltung zuständig war³⁰⁾.

Nach einem Rechnungsbuch wurden „dem Herrn Balier Ferdinand Weitzenegger“ in etlichen Einzelbeträgen insgesamt 1180 Gulden ausbezahlt. Am 11. November 1749 hat „Herr Baumeister Bagnato von der hochwürdigen und gnädigen Herrschaft (St. Blasien)

pahr empfangen 3000 Gulden“³¹⁾. Bagnato schloß für die gleichzeitig errichtete neue „Friedhofmauer nebst dem Höfle“ Verdinge mit dem „Balier“ Christoff Haller³²⁾ und dem Maurer Bandle Brutsche aus Waldshut.

Das Pfarrhaus ist mit später vorgenommenen Änderungen erhalten. Es handelt sich um ein ziemlich schmuckloses Haus mit zwei Obergeschossen. Zwischen dem Friedhof und dem Nebenhaus eingeklemt hat es eine Frontbreite von ca. 10 Metern bei einer Tiefe von ca. 25 Metern. Der einstige eindrucksvolle barocke Treppenaufgang ist bei einer Verlegung des Haupteinganges von der Breitseite auf die Frontseite in neuerer Zeit in seinem unteren Teil beseitigt worden.

Wiederaufbau nach dem Stadtbrand 1726

Die Errichtung fast aller weiteren barocken Bauwerke in der Stadt Waldshut hat ihre Ursache im Stadtbrand vom 6. September 1726, dem 43 Häuser zum Opfer fielen. Eine Liste der damaligen Brandgeschädigten ist zwar vorhanden, wo jedoch die Standorte ihrer Häuser waren, geriet zwischenzeitlich in Vergessenheit und damit auch das Wissen über die örtliche Ausdehnung des Brandes. Wie die jetzigen Forschungen ergeben haben, fraß sich das Feuer, von einem Haus am Nordrand ausgehend, fächerförmig nach Süden zum Rhein hin durch, so daß eine große Lücke in der Stadtmitte entstand³³⁾. Hierbei wurden auch das Rathaus auf der Nordseite der Hauptstraße und das städtische Kornhaus auf der gegenüberliegenden Seite ein Opfer der Flammen.

Der Wiederaufbau zog sich sehr lange hin. Etliche Bürger vermochten das nötige Geld für den Bau eines neuen Hauses nie mehr aufzubringen — eine Feuerversicherung bestand damals noch nicht. Die Stadtverwaltung ging alsbald daran, das Kornhaus wieder aufzubauen, um darin im oberen Stockwerk die Ratsstuben einzurichten. An einen Neubau des abgebrannten Rathauses war zunächst nicht zu denken.

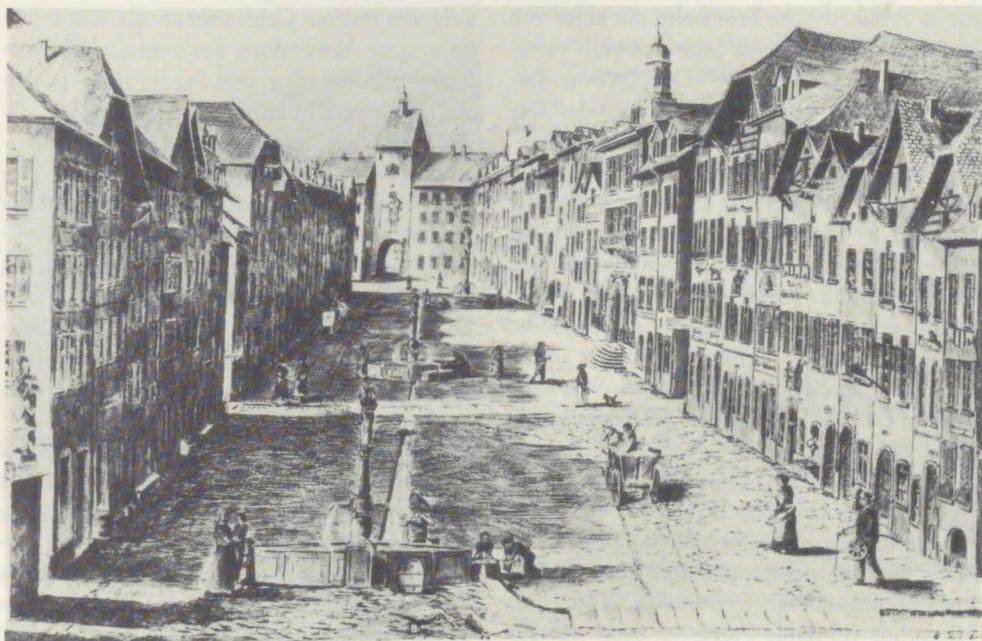
Linkerseits des Kornhauses konnte Konrad Perola, ein zugewanderter Savoyarde, 1734 sein Gasthaus Zur Tauben (Haus Siebler), ein stattliches barockes Bauwerk, wieder aufrichten. Unweit davon gelang es dem ebenfalls zugewanderten Welschen und nunmehrigen Zollerheber in Waldshut, Andreas Joseph Kilian, zwei Brandstätten nebeneinander aufzukaufen, um darauf in doppelter Breite das Gasthaus Zur Krone zu erstellen.

Die Kilian waren durch die Gründung einer Baumwollspinnerei (der ersten am Hochrhein) mit einer Färberei, Druckerei und Bleicherei zu beträchtlichen Geldmitteln gekommen. Der gleichnamige Sohn Andreas Joseph Kilian (1733—1815) war daher in der Lage, links des väterlichen Anwesens gleich drei nebeneinanderliegende Brandplätze zu erwerben, um sich 1765 ein repräsentatives Haus zu errichten. Es ist die heutige „Alte Post“, die mit zu den vielbeachteten barocken Bauten im Stadtbild gehört³⁴). Eine

prachtvolle Treppe mit barockem Schnitzwerk führt zu den oberen Etagen, den Eingang ziert ein kunstvolles Gewände, dessen Pfosten von zwei mit Zierwerk versehenen Pilastern gebildet werden. Die Supraporte weist einen doppelten Schwippbogen mit einer Kartusche auf, welche heute noch ein aufgemaltes goldenes Posthorn trägt.

Der Baumeister des Hauses ließ sich bisher nicht feststellen. Da jedoch zu jener Zeit kein anderer als Weitzenegger in Waldshut tätig war, muß ihm wohl auch dieses Bauwerk zugeschrieben werden, zumal Vater und Sohn Kilian und Weitzenegger der gleichen Zunft angehörten. Mit der Feststellung, daß nach dem betreffenden Stadtbrand durch die reich begüterten Kilian mehrere Brandplätze überbaut werden konnten, klärt sich auch die Merkwürdigkeit des Vorhandenseins der beiden etwas klotzig wirkenden Bauten zwischen den übrigen, teils sehr schmalbrüstigen Häusern früherer Zeitepochen.

Innenstadt von Waldshut im 18. Jh.





Waldshut nach dem Stadtbrand von 1726

Das Rathaus ein Schmuckstück im Stadtbild

Das mit barockem Schmuck am reichsten ausgestattete Bauwerk der Stadt Waldshut ist das Rathaus. In neuerer Zeit wurde es wegen bestimmter Ähnlichkeiten im Stil stets mit Bauten Johann Caspar Bagnatos oder dessen Sohnes Franz Anton Pagnato³⁵⁾ in Verbindung gebracht³⁶⁾. Es läßt sich nunmehr eindeutig als Schöpfung Weitzeneggers belegen. Dem Betrachter bietet das Gebäude eine streng symmetrische Frontseite mit einer von Rocailles und anderem Schmuckwerk versehenen Portalumrahmung. Der Balkon darüber trägt ein kunstvoll geschmiedetes Geländer mit Früchten- und Blumenmotiven. Zwischen den Balkonkonsolen sind in einer Kartusche die beiden Stadtwappen, der Habsburger Löwe und das Waldshuter Männle, dargestellt³⁷⁾. Die Stichbogenfenster tragen ebenfalls kleinere Kartuschen, wobei schöne schmiedeeiserne Kremsen die unteren Fenster schützen. Über dem dekorativ gestalteten Dachgesimse erhebt sich zwischen belebenden Gauben ein schlankes Türmchen mit einer Glocke aus dem Jahre 1728. Seinem unteren Teil ist eine Sonnenuhr zwischen üppigen Voluten vorgestellt. Außen markieren Gurten die einzelnen Stockwerke, innen sind diese durch Stocktreppen mit geschnitztem Eichenholzgeländer verbunden. Der zum Hinterhof führende Ausgang zeigt auf sei-

nem Schlußstein nochmals das Waldshuter Männle.

Die beiden Seitenteile des heutigen Rathauses sind in neuerer Zeit als einstige Nachbargebäude dazugekauft und mit dem Hauptbau vereinigt worden.

Einst traten die Bürger von Waldshut über eine weitausladende Steintreppe in ihr Rathaus. Diese mußte aber, wie der Schandpfahl daneben, ein Relikt früherer Stadtjustiz, den Bedürfnissen des Verkehrs weichen. Auch den Brunnen vor dem Rathaus, wo einst der Fischmarkt abgehalten wurde, hat man aus dem gleichen Grunde entfernt. Ihn zierte eine Marienstatue³⁸⁾. Eine Kopie dieser Plastik (Immaculata) schmückt heute mit zwei weiteren früheren Brunnenstatuen und einer zusätzlichen barocken Figur die Seltenbachbrücke vor dem oberen Tor³⁹⁾.

Bis die Waldshuter dieses Rathaus wieder aufbauen konnten, waren seit dem Brande gerade 40 Jahre vergangen. Von den schweren Bedrückungen während der Raubkriege Ludwigs XIV. 1688 durch Ausplünderungen, mutwilliges Beschädigen fast aller Häuser und Zahlungen ungeheurer, in der Schweiz aufgenommener Geldsummen als Kontributionen zur Abwendung der angedrohten völligen Einäscherung der Stadt, konnte sich diese finanziell lange nicht mehr erholen. Zu der Brandkatastrophe von 1726 kamen laufend neue kriegerische Ereignisse mit Repressalien, da die Stadt an der Durchgangsstraße im Aufmarschgebiet zwischen Frankreich und Österreich lag. So konnten auch die 1688 vor den Franzosen in die Schweiz in Sicherheit gebrachten und dort später verpfändeten Kirchenglocken erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts wieder eingelöst werden⁴⁰⁾.

Im Jahre 1765 war es endlich soweit, daß man an den Wiederaufbau des Rathauses denken konnte. Aber auch jetzt flossen die Geldmittel spärlich, weshalb man darauf verzichtete, einen auswärtigen Architekten oder Baumeister heranzuziehen. Bagnato kam schon deshalb nicht in Frage, weil er 1757

verstorben war. Nach einem Beschluß des Stadtrates sollte das Rathaus wieder aufgebaut werden „um so ehrender, als die beiden Nebengiebel schon dastehen, sonsten man auch Material genug hat, als der Unkosten nicht allzu hoch kommen dürften, der allhie-sige Weitzenegger solle einvernommen werden“. Der nun von Weitzenegger vorgelegte Riß wurde in der Ratssitzung vom 14. Januar 1766 genehmigt⁴¹).

Es folgten sodann Verhandlungen über die Errichtung des Portals. Der Steinmetz Xaver Berchthold aus Kaiserstuhl/Aargau legte einen Riß vor und verlangte für die vorgesehene Arbeit, ohne die erforderlichen Steine dafür zu hauen, 150 Gulden. Die Summe schien den Stadtvätern etwas zu hoch, sie wollten noch einmal mit ihm verhandeln. Auch von Ferdinand Weitzenegger, dem man den Auftrag erteilt hatte, „dieses Gebäu

Zur Traube



Heutige „Alte Post“

zu führen“, wollte man die Höhe seiner Forderungen wissen. Dieser erklärte, in „Ansehung er ein Bürger sei und es die Stadt betreffe, so fordere er nicht mehr denn 50 Gulden“, was man wohl als sehr bescheiden bezeichnen kann.

Im Laufe des Frühsommers 1766 haben die Arbeiten begonnen. Aber schon im August scheinen die Mittel knapp geworden zu sein, so daß man sich bemühte, alle Außenstände einzutreiben. Einer Spezifikation zufolge hat der Steinmetz Berchthold seine Arbeiten noch 1766 vollendet. Die Kosten vermochte man von 150 auf 140 Gulden herunterzudrücken. Mit Xaver Berchthold wurde ein zweiter Akkord für das Hauen und Bearbeiten der Fenstergewände mit den schön geschwungenen und mit Rocailles verzierten Fensterstürzen in Höhe von 170 Gulden abgeschlossen⁴²).

Aus den Rechnungen ergibt sich, daß ein weiterer Akkord mit Joseph Anton Berchthold eingegangen wurde, und daß auch ein Georg Berchthold beschäftigt war. Sie werden mit dem Zusatz „aus Kaiserstuhl“ angeführt. In Kaiserstuhl/Aargau ließ sich der Name Berchthold weder in Kirchenbüchern noch sonstwie in Archivalien der Stadt finden⁴³).



Rathaus von Waldshut

Lebensdaten Weitzeneggers

Ferdinand Weitzenegger ist am 19. Oktober 1704 in Stetten bei Mühlheim an der Donau (Landkreis Tuttlingen) als Sohn des Caspar Weitzenegger und der Katharina Kupferschmiedin geboren, die sich am 26. Februar 1702 verheiratet hatten. Schon am 15. Juni 1711 verstarb seine Mutter, als er erst sechs Jahre alt war. Sein Vater verstarb am 6. April 1746 in Stetten. Geburtseinträge von Geschwistern des Ferdinand Weitzeneggers konnten keine gefunden werden⁴⁴⁾.

Genauere Daten für den Zuzug Weitzeneggers in Waldshut ließen sich nicht feststellen. In der Ratssitzung vom 8. November 1755 wurde seinem Antrag auf Erteilung des Bürgerrechtes und Bewilligung der Heirat mit Theresia, der Tochter des Waldshuter Schulmeisters Johann Baptist Trautweiler, stattgegeben⁴⁵⁾. Man hat Weitzenegger das übliche Bürgerrechtsgeld in Höhe von 120 Gulden aus „Gnaden jedoch sine Consequencia“ um 20 Gulden reduziert, was man sonst nur selten einem Bürger gewährte. Die Ehe wurde am 18. November 1755 in der Pfarrkirche zu Waldshut geschlossen. Der von ihm selbst geschriebene Ehevertrag vom 3. Dezember 1755 ist, von den Eheleuten gesiegelt, noch erhalten.

Im Heiratsjahr 1755 kaufte Weitzenegger in Waldshut die Hälfte des heutigen Hauses Kaiserstraße 71 und im folgenden Jahr die andere Hälfte. 1765 erfolgte seine Aufnahme in die Zunft „Zur Herrenstuben“, der die prominenten Bürger der Stadt, übrigens auch der Abt von St. Blasien angehörten⁴⁶⁾.

Von den drei Kindern Weitzeneggers konnte sich eine Tochter in Waldshut verheiraten. Die beiden andern verstarben noch im Kindesalter. Frau Weitzenegger überlebte ihren Mann um 30 Jahre⁴⁷⁾. Das Haus in der Kaiserstraße mußte sie allerdings verkaufen und sich in ein kleineres in der Hintergasse zurückziehen. 1803 finden wir sie in der Liste der von der Stadt unterstützten Armen.

Anmerkungen

¹⁾ Nach L. Schmieder, St. Blasien — eine baugeschichtliche Studie, Augsburg 1929, S. 137, war Bagnato Deutschordensbaumeister der Ballei Elsaß-Burgund und der Landkomturei Altshausen/Elsaß. Er wurde 1696 in Landau/Pfalz geboren und starb am 15. Juni 1757 auf der Insel Mainau. Schmieder zählt eine Anzahl von ihm errichteter Bauwerke auf.

Über das Wirken Bagnatos liegen bisher zwei zusammenfassende Arbeiten vor, das Manuskript der Dissertation von Franz Acker, Johann Caspar Bagnato, Ein Deutschordensbaumeister des 18. Jahrhunderts, Stuttgart TH 1919, und die darauf basierende Arbeit von J. Wohlleb, Das Lebenswerk der Deutschordensbaumeister Johann Caspar und Franz Anton Bagnato, in: Zeitschr. f. Württembergische Landesgeschichte 11 (1952), S. 207—232.

Gegenwärtig arbeitet der Schweizer Kunsthistoriker Hans Martin Gubler an einer umfassenden Monographie über Johann Caspar Bagnato und seine Tätigkeit für den Deutschen Orden, die 1983 erscheinen wird.

Viele Angaben enthalten auch die kleinen Kunstführer des Verlages Schnell & Steiner, so Merdingen (Nr. 1003), erschienen 1974, und Mainau (Nr. 1207), erschienen 1980, beide von Hermann Brommer.

²⁾ Es läßt sich hier eine Parallele zum Waldshuter Maler Hilzinger ziehen (hierzu: K. Sutter, Gotthardt Hilzinger (1718—1781) — Zum Leben und Wirken des Waldshuter Barockmalers, Bad. Heimat, Ekkhart 1981, S. 71—82). Hilzinger scheint anfänglich unter der Ägide des großen Barockmalers Franz Joseph Spiegler (1691—1756) gearbeitet und von dessen Können profitiert zu haben. Er ließ sich nach dem Tod seines Meisters in Waldshut nieder und entwickelte sich in selbständigem Wirken zu einem beachtlichen Künstler. Hilzinger und Weitzenegger scheinen gut zusammengearbeitet zu haben. Wir finden sie gemeinsam bei einigen Kirchenbauten in der Umgebung von Waldshut. Beide gehörten auch der gleichen Zunft in Waldshut an.

³⁾ K. F. Wernet, Der Hauensteiner Landfahnen, ZGO, BD. 96, 1943, S. 301—397.

⁴⁾ Über den damals neu geprägten und heute allgemein gebräuchlichen Begriff Hotzenwald kann man nicht sehr glücklich sein, weil das Wort „Hotz“ auch heute noch als Schimpfwort für einen starrköpfigen Menschen in dieser Gegend benützt wird. Dann scheint seine Einführung keinem anderen Zweck gedient zu haben, als die alte Bezeichnung Hauenstein und damit die Erinnerung an die früheren Verhältnisse unter dem Hause Österreich, zu dem das neue Land Baden keine guten Beziehungen hatte, auszulöschen. Während Vik-

tor von Scheffel und der Geograph Gothein ur-sächlich an der Verbreitung beteiligt sind, scheint ihr Zeitgenosse, der große Geschichtsforscher Josef Bader (1805—1883), keine Freude daran gefunden zu haben. Er schreibt in seinem umfangreichen Schrifttum weiterhin vom Hauensteinischen und den Hauensteinern oder vom hauensteinischen Waldvolk. Die etwas fragliche Namensgebung spiegelt sich heute auch in der unterschiedlichen Gebietsabgrenzung wider. Die Bewohner jener Gegend und auch der Umgebung betrachten nur den Landstrich zwischen Wehra und Alb als Hotzenwald. Setzt man den Begriff Hotzenwald an die Stelle von Grafschaft Hauenstein, so müßte man die Ostgrenze an Schlücht und Schwarza verlegen. Rudolf Metz, in: Geologische Landeskunde des Hotzenwaldes, Lahr 1980, verschiebt die Ostgrenze gar an die Steina und bezieht auch die Waldstädte Waldshut, Laufenburg und Säckingen mit ein.

⁵⁾ Stadtarchiv Waldshut, Abtlg. II/A.

⁶⁾ Wie Anm. 5.

⁷⁾ GLA 227/422. Alle sich auf den Bau der Waldvogtei beziehenden Fakten sind, soweit nichts anderes angegeben, den Akten des GLA 227/422, 227/8 und 227/9 entnommen.

⁸⁾ Der vorderösterreichischen Stadt Waldshut hat Erzherzog Ferdinand von Österreich mit Urkunde vom 12. April 1527 wegen des Abfallens vom katholischen Glauben und gemeinsamer Sache mit den Bauern im Bauernkrieg 1525 das Recht der freien Schultheißenwahl genommen; der Schultheiß wurde nun „gesetzt“, indem der Waldvogt dieses Amt neben seinem eigentlichen auszuüben hatte. Ferner durfte der für die erfolgreiche und tapfere Verteidigung der Stadt gegen die Schweizer 1468 verliehene Habsburger Löwe nicht mehr im Wappen geführt werden, Einkünfte aus Zollgeldern und anderem wurden beschränkt sowie jeder Haushalt, d. h. jede Feuerstelle mit sechs Gulden Strafe belegt.

⁹⁾ Engelbert Strobel, in: Die Vorstände des Bad. Bezirksamtes Waldshut im 19. Jahrhundert, Bad. Heimat, 1977/3, S. 297—246, hat eingehend die Persönlichkeiten und das Wirken der Vorstände des Bezirksamtes Waldshut, der quasi Nachfolger der Waldvögte, behandelt und viele für die Stadtgeschichte wesentliche Vorgänge aufgezeigt. Zeitlich schließt sein Beitrag in etwa diesem an. In seinem einleitenden Teil bedarf es auf Seite 297 einer Berichtigung, wo er schreibt, daß während der Amtszeit des seit 1729 amtierenden Waldvogtes von Schönau ein größeres Amtsgebäude errichtet wurde, das bis heute noch ein Teil des Landratsamtes darstellt. Nach den Ratsprotokollen in Waldshut und den gesichteten Akten im GLA führte ab dem 27. November 1728 Baron Thaddä

Freiherr von Reischach „interims“ das Waldvogteiamt, das erst am 14. Juni 1730 offiziell Franz Anton von Schönau übertragen wurde. Während er das Zweyer'sche und später Greis'sche Haus lediglich als Mieter bewohnte, blieben seine allerdings intensiven Bemühungen um den Umbau der Waldvogtei gänzlich ohne Erfolg.

In seinem letzten Abschnitt weist Strobel (mit Recht) auf das noch ungeordnete Stadtarchiv in Waldshut hin. In der Zwischenzeit wurde (von meiner Frau und mir ehrenamtlich) der ganze Bestand durchgreifend neu geordnet und von der seit Jahrzehnten abgelagerten Schmutzschicht befreit. Es steht noch aus: ein präzises chronologisches Ordnen der einzelnen neu entstandenen Aktenbündel sowie das Verzeichnen des gesamten Materials und das Anfertigen eines Inventars. Wenn nun die Stadtverwaltung die längst beantragten räumlichen Voraussetzungen dazu geschaffen hat, wird das nicht unbedeutende Archiv allgemein für Interessenten benützlich sein.

¹⁰⁾ Waldshut hatte einst zwei Pfarrkirchen. Die ältere, Johannes dem Täufer geweihte verlor im sogenannten Fuchsischen Vertrag vom 14. März 1526, der zwischen dem Hause Österreich und dem Kloster Königsfelden als Lehensherr beider Kirchen zur Neuregelung der kirchlichen Verhältnisse nach dem Abfall der Stadt vom katholischen Glauben geschlossen wurde, ihre Eigenschaft als Pfarrkirche und wurde 1804 abgebrochen.

¹¹⁾ Der Riß befindet sich im GLA 227/422.

Van der Lew = Vonderlew (Vorarlberger Baumeister), vergl. dazu die Werkliste in N. Lieb, Die Vorarlberger Barockmeister, München/Zürich 1976³, S. 121.

¹²⁾ Die vier Risse Bagnatos befinden sich ebenfalls im GLA, 227/422.

¹³⁾ Das Dienstadelsgeschlecht der Zweyer von Ewebach mit Sitz auf der Burg Wieladingen (im Murgtal) übte ursprünglich als Inhaber des Vogteirechtes für das Kloster Säckingen die richterlichen Funktionen in dessen Gebiet aus. Durch Kauf erhielt es 1643 das Grund- und Niedergericht in Unterlupfen und nannte sich von da an Herren zu Wieladingen und Unterlupfen. Seit dem 16. Jahrhundert haben etliche Angehörige des Geschlechtes das Amt des bischöflich konstanziischen Obervogtes in Klingnau ausgeübt. Wann ein Zweyer das spätere Greiffenegg'sche Haus gekauft hat, war nicht zu ergründen. Verkauft wurde es nach einem erhaltenen Kaufvertrag am 20. September 1763 von Johann Sebastian Freiherr von Zweyer an Benedikt Tröndlin v. Greiffenegg.

¹⁴⁾ Hierzu Hermann Kopf, Greiffenegg — Aufstieg und Ausklang einer Familie, Freiburg 1974.

¹⁵⁾ Vergl. Hirschbühl Anton in: Norbert Lieb, a. a. o. S. 95.

¹⁶⁾ Stadtarchiv Waldshut, Ratsprotokoll vom 3. Juni 1769. Joseph Kühne, Maurer, arbeitete schon beim Kirchenbau in Dogern, von dem später noch die Rede sein wird, unter Weitzenegger.

¹⁷⁾ Zum Werk Bagnatos und Weitzeneggers in Mainz orientieren: G. Jahn, Der kurmainzische Hofkavalierarchitekt Anselm Franz Reichsfreiherr von Ritter zu Groenesteyn 1712–1765, Frankfurt 1977 (Genealogie und Landesgeschichte, Bd. 29), S. 123, und F. Arens, Die Johanniterkommende zum Heiligen Grab in Mainz, in Mainzer Zeitschrift 76 (1981), S. 81–102. Freundlicher Hinweis von Hans Martin Gubler, Wald.

¹⁸⁾ Staatsarchiv Aarau, Nr. 2967 Klingnau. Hinweis von H. M. Gubler.

¹⁹⁾ GLA 229/75496 Nöggenschwil.

²⁰⁾ GLA 229/30679 Fützen. Hinweis von H. M. Gubler.

²¹⁾ GLA 229/729 Aichen.

²²⁾ GLA 229/728 Aichen.

²³⁾ J. Ebner, Geschichten der Ortschaften der Pfarrei Waldkirch, Waldshut, 1933, S. 67.

²⁴⁾ H. Matt-Willmatt, Gemeinde Weilheim, Waldshut 1977, S. 213.

²⁵⁾ GLA 229/19616 Dogern.

²⁶⁾ Hierzu: Judith und Hans Jakob Wörner (vierseitige Festschrift ohne Quellenangabe), 200 Jahre St. Nikolauskirche Krenkingen, 1977.

²⁷⁾ Staatsarchiv Aarau, Nr. 2967 Klingnau. In einem Schreiben vom November 1745 berichtet Bagnato, er werde sich in 20–22 Tagen in Klingnau einfinden.

²⁸⁾ Stiftsarchiv St. Paul/Kärnten 24/2-Hs. 163 d, fol. 65 b. Freundlicher Hinweis von Rektor Hermann Brommer, Merdingen.

²⁹⁾ GLA 227/149.

³⁰⁾ Stadtarchiv Waldshut, Ratsprotokoll vom 7. Januar 1749. Dort wird angeführt, man wolle wegen des Pfarrhauses „mit dem Baumeister Bagnato concertieren“.

³¹⁾ GLA 227/150.

³²⁾ Christoff Haller ist vermutlich identisch mit Christian Haller. Vergl. Norbert Lieb, Die Vorarlberger Barockbaumeister, München/Zürich 1976³, S. 94. Freundl. Hinweis H. M. Gubler.

³³⁾ Anhand nur unvollständig vorliegender Verkaufsbücher, Ratsprotokolle und Steuerlisten mußten in äußerst mühevoller Kleinarbeit alle Hauseigentümer im alten Stadtgebiet zurück bis zur Brandzeit ermittelt werden, um den damaligen Brand lokalisieren zu können. Eine Stadtansicht aus jener Zeit existiert nicht. Die Brandausdehnung habe ich daher auf einer von J. Isele gefertigten Rekonstruktion in etwa einzeichnen können.

³⁴⁾ Der junge Kilian erhielt im Juli 1773 (nach Ratsprotokoll) die kaiserliche Poststelle in Waldshut (ab 1. März 1777 unter Thurn und Taxis ste-

hend) übertragen. Er bewarb sich zu dieser Zeit um das Tafernenrecht für sein Haus. Als Postmeister wurde er am 22. August 1778 von Maria Theresia in den Adelsstand erhoben. Bis 1880 befand sich die Poststelle in diesem Hause.

³⁵⁾ Hierzu: L. Schmieder, St. Blasien — eine baugeschichtliche Studie, Augsburg 1929, S. 137.

Johann Caspar Bagnato unterzeichnete seine Schreiben wie auch Pläne mit Bagnato. Da er bisher in der Literatur stets mit Bagnato aufgeführt ist, hielt auch ich mich an diese Schreibweise. Bagnatos Sohn (1731–1810), der ebenfalls den Beruf eines Baumeisters ausübte, schrieb sich Franz Anton Pagnato. Er vollendete nach dem Tode seines Vaters etliche von diesem begonnene Bauten. Siehe Schmieder a. a. o. S. 137.

³⁶⁾ Judith und Hans Jakob Wörner, Kunstgeschichtliche Bemerkungen zu Waldshut-Tiengen, Bad. Heimat, 1977/3, S. 350, nennen Bagnato als Erbauer des Rathauses in Waldshut mit Fragezeichen. In: Der Kreis Waldshut, Stuttgart, Aalen 1975, S. 144, weisen sie auf die Ähnlichkeit mit den von Bagnato erbauten Rathäusern von Delsberg und Bischofszell hin, halten jedoch Bagnatos Sohn für den vermutlichen Erbauer des Waldshuter Rathauses. Nach den Akten sowie nach den vollzählig vorhandenen Rechnungsbelegen lagen Bauplanung und Bauleitung zweifelsfrei in den Händen von Ferdinand Weitzenegger.

³⁷⁾ Ein bartloser Mann mit einem Stock in der Hand und dem Hut auf dem Rücken ist 1276 schon als Siegelbild der Stadt Waldshut bezeugt und seither in Siegeln und als Wappenzeichen in Gebrauch. Der Habsburger Löwe wurde mit Ausnahme der Zeit seiner vorübergehenden Wegnahme (vergl. Anm. 8) als Zweitwappen oder auch wechselweise benützt.

³⁸⁾ Die Plastik der Immaculata schuf nachweislich der Stadtrechnung von 1736 der Tiengener Bildhauer Joseph Dietsche für 36 Gulden. Nach freundlicher Mitteilung von Heinz Voellner, Tiengen, hat Dietsche etwa zur gleichen Zeit auch die beiden Brunnenfiguren in Tiengen, St. Josef und eine Immaculata, geschaffen.

³⁹⁾ Vergleiche lassen den Schluß zu, daß die beiden andern einstigen Brunnenfiguren von 1706, St. Rochus und St. Sebastian, heute auf der Nordseite der Seltenbachbrücke, aus der Bildhauerwerkstätte Schupp in Villingen stammen.

⁴⁰⁾ Nach der Stadtrechnung von 1747 hatte Waldshut beim Spital in Baden/Aargau eine Geldschuld in Höhe von 4000 Gulden, die mit fünf Prozent verzinst werden mußte. Aus dieser Verpflichtung konnte sich die Stadt erst nach neuer Kreditaufnahme bei wohlhabenden Bürgern lösen. Auch die wegen dieser Schuld in Baden verpfändeten Kirchenglocken konnten nun, 1748, zurückge-

holt werden. Hierzu auch: K. Sutter, Die Waldshuter Glocken — Schlüssel zur Stadtgeschichte, Bad. Heimat, 1977/3, S. 357—169.

⁴¹⁾ Stadtarchiv Waldshut, Ratsprotokolle.

⁴²⁾ Wie Anm. 39.

⁴³⁾ Nach: Kunstdenkmäler des Kantons Thurgau, Bd. 1, soll Joseph Anton Berchthold in Frauenfeld nach dem Brand von 1771 die Nikolauskirche wieder aufgebaut haben und 1785 in Freiburg/Üchtland an der Umgestaltung der Liebfrauenkirche beteiligt gewesen sein. Freundliche Mitteilung von H. Brommer.

⁴⁴⁾ Alle sich auf Stetten beziehenden Angaben sind dem Pfarrbuch 1678—1751 des Pfarramts Mühlheim a. D. entnommen.

⁴⁵⁾ Stadtarchiv Waldshut, Ratsprotokollbuch 1753—1755. Dort ist vermerkt: „... Sohn des Caspar Weitzenegger ex Stetten parochia Mühlheim...“

⁴⁶⁾ Stadtarchiv Waldshut, Protokollbuch der Zunft Zur Herrenstuben 1750—1800.

⁴⁷⁾ Pfarrarchiv Waldshut. Alle Standesangaben den Pfarrbüchern entnommen.

Ein Fachwerkbau städtischen Gepräges in dörflicher Umgebung:

Das vom Abbruch bedrohte Haus „Kreuz“ in Stetten am kalten Markt

Klaus Hörter, Adelsheim

Das Dorf Stetten a. k. M. auf dem badischen Heuberg

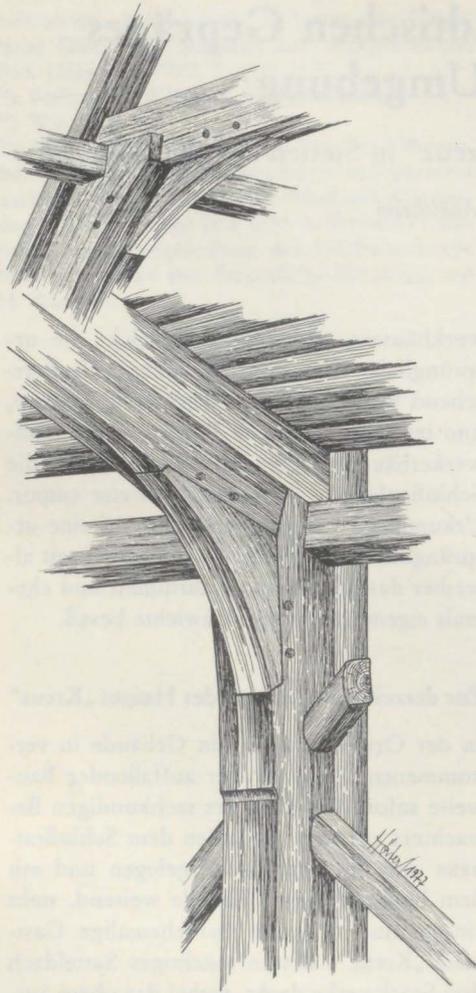
Jahrhundertlang hatte der alte Marktfleck Stetten a. k. M. in der Abgeschiedenheit des Heubergs, jenes südwestlichen Ausläufers der Schwäbischen Alb, sein einheitliches ländliches Gesicht bewahrt. Erst mit der Errichtung des Truppenübungsplatzes Heuberg im Jahre 1910 sowie der Erbauung des Truppenlagers im Nordwesten des Orts, setzte ein bemerkenswerter Wandel ein. Kommt man heute von Norden, aus Richtung Ebingen in den 800 m hoch gelegenen Garnisonsort, so fallen — schon aus der Ferne sichtbar — zwei markante Gebäude innerhalb der Häuserlandschaft auf: die Pfarrkirche St. Mauritius, in ihrer heutigen Form aus dem Jahre 1622, jedoch mit erhalten gebliebenem spätgotischem Turm, sowie das ehemalige Schloß der Herren von Hausen, errichtet in den Jahren 1563/64, das heute als Rathaus dient. Beim ersten Gang durch den Ort drängt sich der Eindruck auf, daß es sich hierbei um die gepflegten übriggebliebenen Inseln von architektonischem und ortsgeschichtlichen Rang innerhalb eines sonst bedeutungslosen Architektursammelsuriums zumeist aus jüngerer Zeit handelt. Doch im Oberdorf, etwas abseits der Ortsstraße, trifft man noch auf ein bemerkenswertes Bauernhaus mit herrlichem, gut restauriertem Fachwerkgiebel des 17. Jahrhunderts, und hin und wieder verweisen Häusergiebel mit verputzten Balkenköpfen auf die unter dem Putz liegende, schamhaft verdeckte Pracht. Man erfährt von abgebrochenen und umgebauten Fach-

werkhäusern und kann sich leicht die ursprüngliche Situation vorstellen: Vorherrschend war ehemals die Fachwerkbauweise, und inmitten geduckter Bauern- und Handwerkerhäuser ragten die Kirche und die Schloßanlage in ihrer Steinbauweise empor. Urkundliche Quellen verweisen auf eine ursprüngliche Befestigung des Orts, der seit altersher das Marktrecht wahrnimmt und ehemals eigene Maße und Gewichte besaß.

Zur derzeitigen Situation des Hauses „Kreuz“

In der Ortsmitte zieht ein Gebäude in verkommenem Zustand aber auffallender Bauweise sofort den Blick des sachkundigen Betrachters auf sich. Zwischen dem Schloßbrathaus und der Pfarrkirche gelegen und mit dem First auf diese Gebäude weisend, steht einsam und verlassen das ehemalige Gasthaus „Kreuz“, dessen mächtiges Satteldach drei Stockwerke deckt, wobei das obere auskragt und die Giebelseiten insgesamt fünf Auskragungen zeigen. Diese Bauweise ist einmalig und in Stetten und seiner ländlichen Umgebung ansonsten nirgendwo mehr anzutreffen. An einigen Stellen der Außenfassaden ist der Putz entfernt, so daß das darunterliegende Fachwerk erkennbar wird. Die ehemals im Norden sich anschließende „Kreuzscheuer“ wurde in den Sechzigerjahren abgebrochen.

Ende des Jahres 1973 mußte das seit 1972 unter Denkmalschutz stehende Gebäude aus baupolizeilichen Gründen geräumt werden. Seither steht es leer. Der Eigentümer, eine

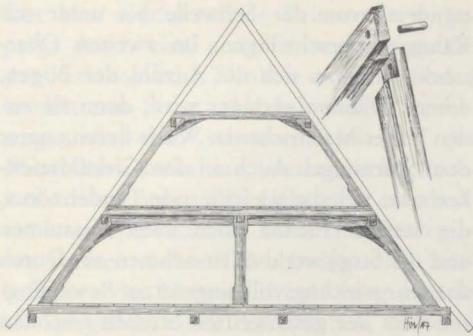


Querschnitt durch den Dachstuhl

Brauerei, lehnt die Renovierung mit der Begründung ab, daß die Kosten der Erhaltung in keinem Verhältnis zur Rentabilität des Hauses stünden und strebt den Abbruch an, der aber bislang nicht erfolgen konnte. Gespräche mit Bürgern der Gemeinde Stetten a.k.M. lassen erkennen, daß diese in durchaus wohlwollendem, emotionalem Bezug zu dem Gebäude stehen, ihn zum Ausdruck zu bringen den ländlichen Bewohnern aber außerordentlich schwerfällt und dem man zudem in der eigenen Argumentation — offen-

sichtlich eher verschämt — nur einen geringen Wert beimißt. Die erdrückende Macht der „Umstände“, die sich mit dem Gebäude verbinden und an denen nichts zu ändern sei, ließ Gleichgültigkeit aufkommen, zumal man außer dem „kleinen“ persönlichen Bezug nichts in die Argumentation für die Erhaltung des Hauses einbringen zu können glaubt. Diese Haltung spiegelt sich im örtlichen Gemeinderat und der Gemeindeverwaltung, die sich verbal für die Erhaltung des Gebäudes aussprechen, sich ansonsten bislang jedoch zu keinem konstruktiven Schritt entscheiden konnten.

In dieser Situation hatten sich bereits im Jahre 1976 einige Bürger zu einer Bürgerinitiative zusammengeschlossen, aus der bald darauf ein engagierter „Verein zur Pflege und Erhaltung heimatlichen Kulturguts“ hervorging: erstes Anzeichen dafür, daß nicht mehr jeder Bürger bereit war, tatenlos der fortschreitenden Zerstörung der historisch gewachsenen Ortsmitte zuzuschauen. In der Folgezeit entwickelten die Mitglieder des Vereins eine rege Aktivität, wobei weder Mühen und Zeit noch Kosten gescheut wurden. Bedauerlicherweise blieb ihnen dennoch jeglicher Erfolg versagt, denn außer zaghaften verbalen Bekenntnissen wurde ihnen von keiner Seite irgendeine Hilfe zuteil. Aus Landesmitteln wurde für die Erhaltung des „Kreuz“ lediglich ein geringer Betrag in Aussicht gestellt, so daß das Gebäude wohl nur dann gerettet werden kann, wenn die Gemeinde ihre Verantwortung für dieses ortsgeschichtlich und städtebaulich bedeutsame Haus erkennt und sich seiner annimmt. Geschieht dies nicht, so begibt sie sich einer einmaligen Chance, und dem „Kreuz“ steht ein nicht wieder gut zu machendes Schicksal bevor: da von keiner Seite ein entscheidender Schritt unternommen wird, bleibt es sich überlassen, wird zu einem „Fall“, der sich im Lauf der Zeit selbst erledigt und seinen Abschluß im Abbruch wegen akuter Gefährdung findet.



Konstruktionsgefüge an einem Binderkopf des ersten und zweiten Speichergeschosses

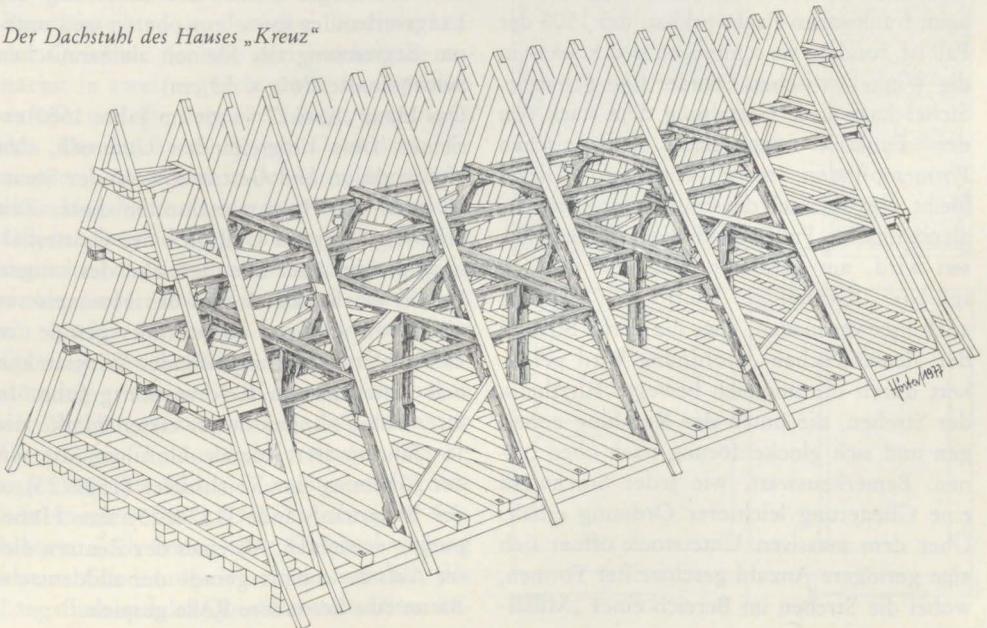
Mit der Gründung der Bürgerinitiative setzte — um die erforderliche Öffentlichkeitsarbeit leisten zu können — im Jahre 1976 eine eingehende Untersuchung des Gebäudes ein, die Aufschluß über das ursprüngliche Aussehen, insbesondere seines Fachwerks und seine innere Struktur, die Baugeschichte, die Erbauungszeit und die ortsgeschichtliche Bedeutung erbrachte. All dies lag bislang im Dunkeln, das Haus war ein Unbekannter mit

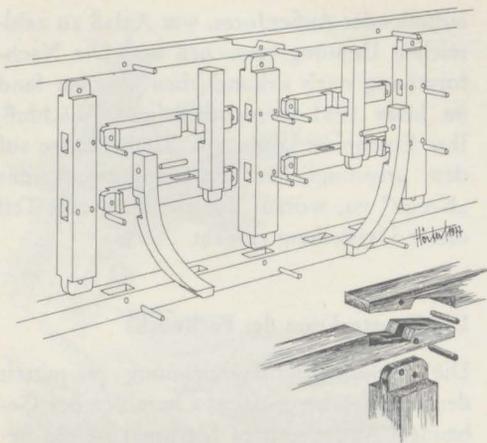
auffälliger Außenform, was Anlaß zu zahlreichen Deutungsversuchen bot. Die Nachforschung nach urkundlichen Quellen fand im Jahre 1981 ihren vorläufigen Abschluß. Ihre Ergebnisse lassen u.A. Rückschlüsse auf den ursprünglichen Erbauungszweck des „Kreuz“ zu, worauf der abschließende Teil dieser Darstellung eingeht.

Die Konstruktion des Fachwerks

Die Rekonstruktionszeichnung vermittelt deutlich den besonderen Charakter des Gebäudes. Auffallendstes Merkmal ist die besondere Form des Fachwerks. Und gerade dieses signalisiert sinnfällig die Wende, die das „alemannische“ Fachwerk in der Auseinandersetzung mit der „fränkischen“ Verzäpfung und Formensprache um die Mitte des 16. Jahrhunderts vollzieht (die Begriffe „alemannisch“ und „fränkisch“ seien hier mit Vorbehalt angewandt. Sie erforderten eine Differenzierung, auf die jedoch in diesem Rahmen nicht näher eingegangen werden soll). Das Neue tritt optisch durch die Ver-

Der Dachstuhl des Hauses „Kreuz“





Konstruktion eines Ständerfeldes

änderung gerade jenes Konstruktionsgefüges in den Vordergrund, das zum strengen Wesen des alemannischen Fachwerks entscheidend beitrug: die angeblatteten Kopf- und Fußbänder der Ständerfiguren des „Schwäbischen Manns“ weichen im Gefolge der neuen Verzapfungstechnik geschweiften Strebepaaren. Bezeichnenderweise schwingen diese nicht konvex von den Ständern weg, wie dies beim fränkischen Fachwerkbau um 1500 der Fall ist, sondern sie schmiegen sich konkav in die Winkel zwischen Ständer und Schwelle. Sicher kam diese Gestaltung dem stark von der Funktion geprägten alemannischen Formempfinden mehr entgegen. Dieses bleibt, obwohl auch die sonst außen sichtbare alemannische Fußbodendielung fallengelassen wird, am gesamten Gebäude deutlich spürbar. Kleinteilige Zierformen werden auch hier vermieden, aber die herbe Strenge der alemannischen Anordnung wird gelockert durch die ungleich bewegte Rhythmik der Streben, die unten der Rundung zuneigen und sich glockenförmig nach oben öffnen. Bemerkenswert, wie jedes Stockwerk eine Gliederung leichter Ordnung erhält: Über dem massiven Unterstock öffnet sich eine geringere Anzahl geschweiften Formen, wobei die Streben im Bereich eines „Mittel-

ständers“ von der Schwelle bis unter das Rähm emporschwingen. Im zweiten Oberstock vermehrt sich die Anzahl der Bögen, deren Volumen geringer wird, denn sie enden in der beschriebenen Weise bereits unter dem Sturzriegel. Auch an den Giebeldreiecken setzt sich die erleichternde Tendenz fort, die Ständer rücken noch mehr zusammen und die Stockwerkhöhen nehmen ab. Durch das sehr wirkungsvoll eingesetzte Bewegungselement der geschweiften Streben erscheint die Strenge und Schwere des alemannischen Fachwerks aufgelöst. In seiner wohltuenden Ausgewogenheit zwischen Statik und Dynamik möchte man es als „klassisch“ bezeichnen.

Der Abstand der Bundständer zeigt eine durch das Raumgefüge im Innern bedingte Ungleichmäßigkeit. Ein ausgesprochenes Bedürfnis nach symmetrischer Gestaltung der Fachwerkwand ist im alemannischen Raum überhaupt selten bemerkbar. Die leichte Verdichtung der Ständerstellung an den Trauf- und Giebelseiten des „Kreuz“ ist verursacht durch einen Quer- und einen Längsflur bzw. die Längsträger. Die umlaufenden Sturz- und Brustriegel dienen der Sicherung des Längsverbandes sowie zur oberen und unteren Begrenzung der kleinen alemannischen Schiebefenster (60 × 53 cm).

Das Haus „Kreuz“ wurde im Jahre 1553 errichtet. Dem tiefgreifenden Umbruch, den Konstruktion und Gestalt sowohl der Steinal als auch der Holzarchitektur in dieser Zeit erfahren, läuft ein Umbruch der Geisteshaltung parallel, der alle Bereiche des tätigen Lebens erfaßt. Die Lehre des Humanismus war, von Italien ausgehend, gerade in Deutschland von tiefgreifender Wirksamkeit und hatte hier zur Reformation geführt. In ihrer Folge standen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts soziale Unruhen, die mit der Erhebung der Reichsritter (1522/23) u. der Bauernaufstände (1524/25) ihre Höhepunkte erreichten. Als eines der Zentren dieser Aufstände hatte gerade der süddeutsche Raum eine besondere Rolle gespielt.

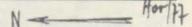
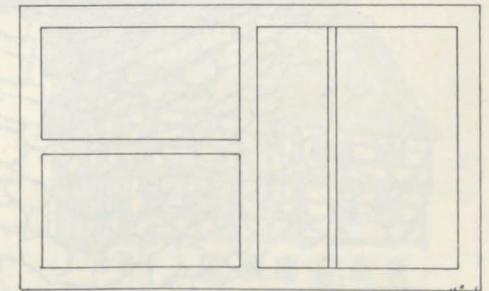
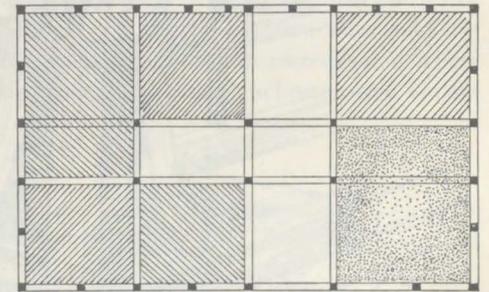
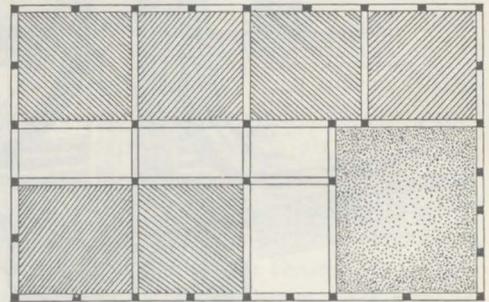
Der hier angesprochene Zeitraum war geprägt durch eine neue Geisteshaltung, die das herkömmliche Denken und Empfinden erschütterte. So ist erklärlich, daß das unbewegte, noch dem „schweren Schweigen“ des Mittelalters verhaftete, alemannische Fachwerk dieser neuen Zeit nicht mehr standhalten konnte, die nach leichteren und bewegteren Formen suchte. Die schwingenden Strebefiguren des Hauses „Kreuz“ mag man so als Spiegelbild einer Zeit ansehen, die — in der Loslösung vom Überlieferten — selbst in Bewegung geraten war.

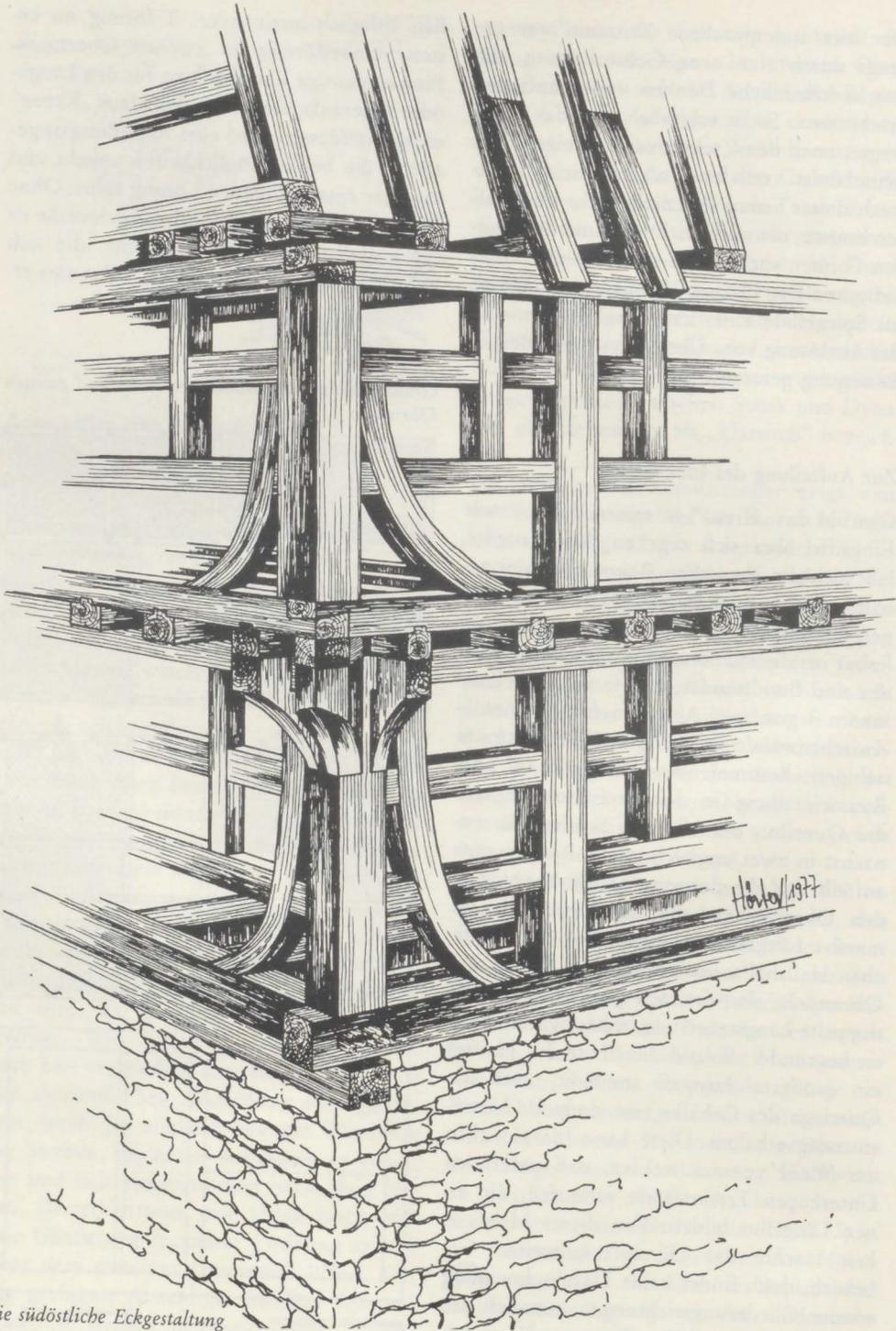
Zur Aufteilung des Innenraums

Obwohl das „Kreuz“ in seinem Innern viele Eingriffe über sich ergehen lassen mußte, läßt sich die ehemalige Raumaufteilung annähernd sicher rekonstruieren, die mit einiger Genauigkeit am Außenwandgefüge ablesbar ist: die mit Streben ausgesteiften Ständer sind Bundständer, an die sich im Hausinnern — von zwei Ausnahmen abgesehen — Zwischenwände anschließen. Zwei Faktoren nehmen bestimmenden Einfluß auf die Raumeinteilung in den drei Stockwerken: der Querflur, der alle drei Stockwerke zunächst in zwei ungleich große Raumpartien aufteilt und die doppelte Längsträgerung in den Oberstöcken, der im Unterstock die massive Längsmauer in der Mitte der nördlichen Haushälfte zuzuordnen ist. Die beiden Oberstöcke sind dreifach quergeträgt. Die doppelte Längsträgerung ist häufig konstruktiv begründet: Sobald die Breite des Hauses ein größeres Ausmaß annimmt, muß die Querlage des Gebälks eine doppelte Unterstützung erhalten. Diese kann funktional in der Weise genutzt werden, daß unter den Unterzügen Trennwände verlaufen, die einen Längsflur bilden. Von dieser Möglichkeit machte das „Kreuz“ teilweisen Gebrauch, doch findet keine Durchschneidung zweier Gliederungsrichtungen, nämlich des Längsflurs und des Querflurs statt. Diese sto-

ßen lediglich aneinander, T-förmig im ersten, winkelförmig im zweiten Oberstock. Eine eindeutige Entscheidung für den Längs- oder Queraufschluß zeigt das Haus „Kreuz“ nicht, stattdessen wird eine Aufteilung angestrebt, die beide Möglichkeiten angeht und zu einer entsprechenden Lösung führt. Ohne Einfluß auf die Einteilung der Stockwerke ist die auffallend kleine Kellertonne, die sich unterhalb des südlichen Unterstockraums er-

Grundrisse des Unterstocks, des ersten und zweiten Oberstocks





Die südöstliche Eckgestaltung

streckt und ursprünglich nur von außen durch eine Tür an der Ostseite zugänglich war.

Im Südwestbereich der beiden Obergeschosse erstrecken sich die „guten Stuben“ als größte Räume mit ihrer behaglicheren Ausstattung. An die des ersten Oberstocks schließt sich östlich ein Küchenraum mit besonderer Deckengestaltung (zwischen den rußgeschwärzten Balken befindet sich eine auf Sicht gearbeitete Lehm/Strohfüllung mit eingestipptem Rautenmuster) und eindeutig auszumachender Herdstelle.

Allein der Dachstuhl des „Kreuz“, der keine Rauchschränke zeigt, läßt Rückschlüsse auf die Feueranlage und das ursprüngliche Dach des Hauses zu. Bei ersterem handelt es sich um Feuerstellen, deren Rauch nicht in Rauchkammern und dann in den Dachstuhl, sondern durch einen Rauchfang in einen gemauerten Schornstein geleitet wurde, gegen dessen Funkenflug die von Anfang an vorhanden gewesene Ziegeldeckung wirksamen Schutz bot.

Der Dachstuhl

Der doppelte, liegende Kehlbalkendachstuhl, der beim Haus „Kreuz“ zur Ausführung gelangte, stellt eine hochentwickelte Konstruktionsform dar, die aber bereits zu Beginn des 15. Jahrhunderts offenbar im süddeutschen Raum ausgebildet wurde und rasche Ausbreitung fand. Ursprünglich hatte der Wunsch nach weitem, nicht durch Säulenstellungen unterbrochenen Lagerraum in den Speichergeschossen zwangsläufig zur Schrägstellung der die Zwischenpfetten stützenden Säulen und deren Verlagerung unter die Sparren geführt. Somit ergab sich die Konstruktion des liegenden Dachstuhls, die beim „Kreuz“ auch auf das zweite Speichergeschoß übertragen wurde, wobei allerdings die Kehlbalkenlage über dem ersten Speichergeschoß noch eine zusätzliche Unterstützung durch einen Mittelunterzug und Säulen erfährt.

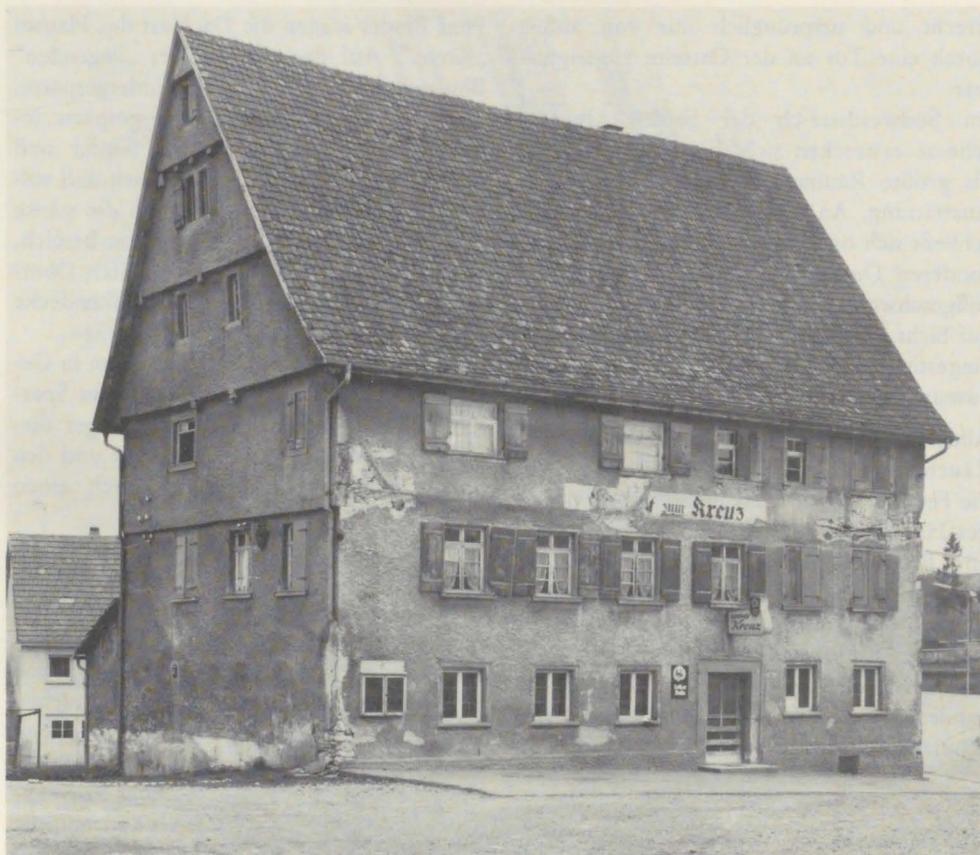
Fünf Binder tragen die Dachlast des Hauses „Kreuz“. Auf den Rücken der „liegenden“ Bindersäulen lehnen sich die Bindergespärre, zwischen ihnen jeweils zwei Leergespärre, lediglich zwischen dem letzten Binder und dem südlichen Giebel befinden sich drei solcher Leergespärre, bedingt durch die starke Schmälerung des Gebälks in diesem Bereich, das für die „gute Stube“ des zweiten Oberstocks die Balken der Bohlenbalkendecke stellt.

Die Kehlbalken teilen den Dachraum in Geschosse auf. Sie verbinden jeweils ein Sparrenpaar und sind mit den als Auflager dienenden Zwischenpfetten verkämmt und den Sparren verblattet, gesichert durch einen Holznagel.

Trotz der Geräumigkeit und äußerst soliden Konstruktion dieses beeindruckenden Dachstuhls war seine Funktion als Speicher ursprünglich wohl nur von geringer Bedeutung. Für das Einbringen des Lagerguts von außen ist keine Möglichkeit gegeben: abgesehen vom kleinen Format der Fenster des Giebel-dreiecks (50 × 50 cm) liegen diese nicht in einer Achse, was beim Aufzug über einen Ladebaum erforderlich gewesen wäre, und die längsversteifenden Andreaskreuze in den beiden unteren Speichergeschossen sind ein si-

Rekonstruktion des Hauses „Zum Kreuz“





Heutiger Zustand des Hauses „Zum Kreuz“ in Stetten. Ansicht von Nordwest

Aufnahme K. Hörter

cherer Hinweis dafür, daß eine Dachgaube zur Aufnahme eines Aufzugs nie bestanden hatte. Einzubringendes Gut war somit über die ehemalige Freitreppe zum ersten Oberstock an der Ostseite des Hauses sowie die Innentreppe zum zweiten Oberstock zu transportieren.

Das Haus „Kreuz“ war ursprünglich als repräsentativer Wohnsitz konzipiert, wie noch zu zeigen sein wird, und sein imponierender, aber als Speicher kaum genutzter Dachstuhl lediglich konsequente Entsprechung seines stattlichen Äußeren.

Zur Funktion und Geschichte des Hauses „Kreuz“

Die bisherige Vermutung, das Haus „Kreuz“ sei das alte Schloß der Herren von Hausen, die im Jahre 1432 das Dorf Stetten a.k.M. käuflich erworben hatten, stützte sich auf einen spärlichen Hinweis in einem erhaltenen „Logierzedel“, der die Einquartierung anlässlich einer im Jahre 1590 in Stetten a.k.M. mit großem Aufwand abgehaltenen Adelshochzeit aufführt. Nach der Namensnennung der geladenen Gäste folgt die des jeweiligen Quartiers, wobei einigemal die Bezeich-

nung „im Schloß“, aber auch „im Schloß im Brühl“ erscheint. Dies war Anlaß zu der Annahme, daß es zu dieser Zeit in Stetten a.k.M. zwei Schlösser gegeben haben muß: ein „neues Schloß“ (das heutige Rathaus der Gemeinde) und ein „altes Schloß“, als das man das Haus „Kreuz“ ansah. Da dieses Haus im unmittelbaren Bereich des nach Osten abfallenden Gewanns „Im Brühl“ liegt und seine Bauart keinesfalls auf ein gewöhnliches Bauern- oder Bürgerhaus schließen läßt, schien diese Vermutung berechtigt.

Die dendrochronologischen Untersuchungen von Holzteilen aus dem „neuen Schloß“ (und heutigen Rathaus) als auch aus dem „Kreuz“ wollte jedoch zunächst die bisherige Annahme nicht bestätigen. Das Haus „Kreuz“ wurde im Jahre 1553 errichtet, das „neue Schloß“ um das Jahr 1565. Der geringe Zeitabstand zwischen der Errichtung der beiden Gebäude ließ die erwähnte Annahme als zweifelhaft erscheinen.

Einen ersten konkreten Hinweis auf die Geschichte des „Kreuz“ erbrachte im Jahre 1977 die Auffindung der Abschrift einer Verkaufsurkunde aus dem Jahre 1705, aus der hervorgeht, daß das „Mockische Haus“ seit diesem Jahr als Gasthaus genutzt wird und seither den Namen „Kreuz“ trägt. Auf dieses „Mockische Haus“ bezieht sich eine weitere, kürzlich aufgefundene urkundliche Quelle, ein „Rectum zue Schloß Haußen“ vom 25. August 1661. Unter dem Betreff „Verkauff deß Herrschafftthauß gegen Michael Drehern“ ist zu erfahren, daß das „Mockhische Newe Herrschafft Hauß zue Stetten dem Kaltenmarckht“ sehr hohe Unterhaltskosten erfordert und deshalb an den Genannten verkauft werden soll.

Schon bald nach dem Aussterben des Geschlechts derer von Hausen im Jahre 1648 kam die stark verschuldete Herrschaft Hausen/Stetten a.k.M. unter die Verwaltung einer amtlichen Administration, die sich jedoch — so die urkundliche Quelle — außerstande sah, das in der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs und danach heruntergekommene

Gebäude zu unterhalten und es durch Verkauf loszuwerden suchte. Dieser kam allerdings nicht zustande. Im Jahre 1682 kaufte Albrecht Fugger, Graf von und zu Kirchberg, die gesamte Herrschaft, und von ihm berichtet die Urkunde von 1705, daß „wir verkauft und zu kaufen geben haben dem Max Fischer allen desselben Erben und Nachkommen das Mockische Haus sammt Scheuern dabey“.

Als „neues Herrschaftshaus“ in der Urkunde von 1661 bezeichnet, war das „Kreuz“ ursprünglich das Wohngebäude eines der beiden Herrschaftshöfe, von denen in den erhaltenen Lehnbriefen und Gültbüchern der Herren von Hausen immer wieder die Rede ist. Von hier aus wurde der eine Teil der herrschaftlichen Güter bewirtschaftet und verwaltet. Die Bezeichnung „Mockhisches Newes Herrschafft Hauß“ mag so zu erklären sein, daß ein Stettener Bürger namens Mock (der Name ist heute noch hier verbreitet) als Lehnsnehmer der Herren von Hausen diesen einen Herrschaftshof mit dem dazugehörigen Herrschaftsgut innehatte und hier wohnte, das Lehen möglicherweise von mehreren Generationen dieser Familie wahrgenommen wurde, so daß in Verbindung mit dem „Neuen Herrschaftshaus“ stets der Name des Lehensinhabers mitgenannt wurde.

An dieser Stelle sei noch einmal auf die Raumaufteilung des Hauses verwiesen, die weitere Rückschlüsse zuläßt. Bewohnt waren die beiden Oberstöcke, die — bei leicht variierendem Grundriß — in eine Vielzahl kleinerer Räume aufgeteilt waren. In beiden Stockwerken befindet sich eine „gute Stube“ als etwas größerer und beheizbarer Raum. Jedes Stockwerk stellte demnach eine selbständige, in sich abgeschlossene Wohneinheit dar. Weshalb aber wurde das Haus für zwei Wohnpartien errichtet, wer könnte hier außer dem Lehensinhaber noch gewohnt haben? Als Herrschaftshaus oder -hof überlieferte Gebäude hatten sehr oft, wenn stets auch nur zeitweilig, die Funktion von Wit-

wensitzen. Der Brauch, daß die Witwe des verstorbenen Grundherrn das Schloß als Familiensitz verließ, um ihren Lebensabend auf einem für sie bereitgestellten „Widumsitz“ zu verbringen ist althergebracht. Zu einem solche Witwensitz gehörte gewöhnlich ein Witwengut, das als Lehen vergeben wurde und dessen Zins- und Abgabenertrag der Witwe zum Lebensunterhalt diente. Und eine dementsprechende Funktion drängt sich für das „Kreuz“ geradezu auf: ursprünglich sowohl Witwensitz als auch Wohnsitz des Lehenshabers gewesen zu sein. Unter Berücksichtigung dessen würde die Bezeichnung „Schloß im Brühen“ (= im Brühl) in dem genannten „Logierzedel“ allerdings in anderem Licht erscheinen. Sehr wahrscheinlich meint der Schreiber mit dieser Bezeichnung eben doch dieses Haus, auch wenn es ursprünglich nicht als Schloß erbaut war. In Anbetracht dessen, daß hier zeitweilig ein Mitglied der grundherrlichen Familie wohnte und unter dem Eindruck der in seiner Umgebung so vornehm erscheinenden, städtischen Bauweise mit ihren Auskragungen und dem auffallenden Fachwerk, erscheint verständlich, daß der Schreiber von sich aus das Gebäude als „Schloß“ ansah und bezeichnete und es durch den Zusatz „im Brühen“ vom tatsächlichen Schloß unterschieden wissen wollte. Wie aber ist die äußere Gestalt dieses Gebäudes zu erklären, das in seiner Größe und Form städtischen Ansprüchen gerecht wurde und sich von den umgebenden Häusern auf bemerkenswerteste Weise unterschied und dies selbst heute noch — trotz des leidigen Bauzustands — der Fall ist? Wie kommt es, daß es äußerlich einem Bautypus entspricht, der oft bei der Errichtung alemannischer Fachwerkrathäuser zur Ausführung gelangte und gerade seiner Lage nach auch ein solches sein könnte? Um dies zu beantworten, sei ein kurzer Blick auf die Geschichte Stettens und der Herrschaft Hausen geworfen:

In einer frühen Urkunde vom 13. 5. 1283 wird der Ort Stetten zum ersten und einzigen Male „oppidum“ genannt. Wann er das

Stadtrecht verlor, ist ungewiß, doch besitzt er seit altersher Marktrecht. Die Herren von Hausen, deren Stammburg beim nahen Dorf Hausen hoch über dem Donautal liegt, erwarben Stetten am kalten Markt käuflich im Jahre 1432, was einem beträchtlichen Zuwachs ihres sehr kleinen Herrschaftsgebiets gleichkam. Nach Fertigstellung ihres Schlosses in Stetten a.k.M. im Jahre 1565 verlegten sie ihren Wohnsitz hierher und nannten sich bald darauf „Herren von Hausen und Stetten am kalten Markt“.

Die Rückkehr des Adels von den Burgen in die Gemeinwesen war für ihn von wirtschaftlichem Belang, der seinen standespolitischen Einfluß vergrößerte. Diese Absicht liegt den durch mehrere archivalische Quellen belegten familienpolitischen Bemühungen des kleinen ländlichen Adelsgeschlechts derer von Hausen deutlich spürbar zu Grunde, und die Errichtung des Hauses „Kreuz“ in seiner stattlichen und zeitaufgeschlossenen Bauweise ist ohne ihren Einfluß nicht denkbar. Es war dies eine der zahlreichen Maßnahmen, dem kleinen aber befestigten und wirtschaftlich bedeutendsten Ort ihres Besitzes auch äußerlich den Anblick eines städtischen Gemeinwesens zu verleihen — im Falle des „Kreuz“ durch ein Bauwerk, das die Erinnerung an städtische Rathäuser weckt — und somit das Ansehen und die Bedeutung der eigenen Herrschaft zu erhöhen.

Der städtebauliche Wert des „Kreuz“ für den alten Marktfleck Stetten a.k.M. steht außer Zweifel. Es ist das organische Bindeglied zwischen der Schloßanlage und der Pfarrkirche, zwei markanten, vom Einfluß der Herren von Hausen geprägten Gebäuden, zu denen es in inhaltlichem und formalem Bezug steht. Sein Abbruch wäre gleichbedeutend mit der Zerstörung einer historisch gewachsenen Architektureinheit, der „Kernzelle“ Stettens. Mit ihm werden die Weichen gestellt für die künftige Bebauung der Ortsmitte. Der aufgezeigte orts- und zeitgeschichtliche Zeugniswert dieses Gebäudes stellt eine Einmaligkeit dar und überragt

selbst den des Schloßrathauses und der Pfarrkirche. Sein Kulturwert ist ein Gut, dessen Erhaltung in Verantwortung vor der Zukunft erhöhte Anstrengung fordert und rechtfertigt. Dem allein eine Kosten-Nutzen-Rechnung gegenüberzustellen und danach für Vernichtung zu plädieren, kommt einer Haltung gleich, die nur als unwürdig bezeichnet werden kann.

Die Gemeinde Stetten a.k.M. hat seit 1973, als das „Kreuz“ geräumt wurde, zahlreiche aufwendige Bauprojekte verwirklicht, deren Bedeutung für den Ort außer Zweifel steht. Bei der Setzung von Prioritäten müßte je-

doch eine Verschiebung eintreten, die von der Existenz des „Kreuz“ ausgeht und mit ihm als unumgänglicher Größe rechnet. Dies ist bislang nicht geschehen.

Die Aufklärungsarbeit über die Bedeutung des „Kreuz“ verläuft umfassend und dauert seit Jahren an. Niemand wird sich in naher oder ferner Zukunft darauf berufen können, bei der Entscheidung gegen die Existenz des „Kreuz“ nichts von den Zusammenhängen gewußt zu haben.

Mögen die Verantwortlichen den Mut zu konstruktiven Schritten und kreativen Lösungen finden, ehe es unwiderruflich zu spät ist.

Der Begriff „Heimat“ in progressiver Definition

- I. *Der Herr Kanzler Müller trat herein. Er sprach einiges mit Goethe und äußerte sich dann gegen mich sehr wohlwollend und mit vieler Einsicht über meine kleine Schrift, die er in diesen Tagen gelesen hatte. Er ging dann bald wieder zu den Damen hinüber, wo, wie ich hörte, der Flügel gespielt wurde. Als er gegangen war, sprach Goethe sehr gut über ihn und sagte dann: „Alle diese vortrefflichen Menschen, zu denen Sie nun ein angenehmes Verhältnis haben, das ist es, was ich eine Heimat nenne, zu der man immer gerne wieder zurückkehrt“.*

Eckermann, Gespräche mit Goethe, 3. November 1823

- II. *Inzwischen meine ich, daß es weniger davon abhängt, Landschaft, Wald oder Umgebung als Heimat einzustufen, sondern daß für mich immer mehr Menschen Heimat werden — Menschen, die sehr schwer zu finden sind, mit denen ich mich ausgesprochen gut verstehe, wo keine Barrieren sind, wo keine Unterschiede in Erfahrung und Beurteilung von bestimmten Sachen da sind. Das ist für mich eigentlich Heimat.*

Klaus Bublert, Akustiker

In: Heimat deine Heimat, hg. von J. Liebing, 1982

Das „Rollende Feuerrad“

Gerhard Layer, Buchen

I. Einleitung

Von den heute noch ausgeübten Bräuchen des Jahreslaufs gehören die der Fastnachtszeit zu den weit verbreiteten und in der Öffentlichkeit sehr beachteten. Dank vielfacher Publikation und Werbung in den Medien ist breiten Kreisen der Bevölkerung eine Vielzahl von Bräuchen bekannt, die in jenen letzten Tagen vor dem Beginn der immer noch für viele Gläubigen verbindlichen Fastenzeit angesiedelt sind. Hierzu gehören sowohl die Zubereitung gewisser Fastnachtsspeisen („Küchle“) und damit verbundene Heischgänge als auch das Treiben der Furcht einflößenden maskierten Gestalten der schwäbisch-alemannischen Fasnet und anderer Figuren besonders der süddeutschen Fastnacht, deren nach alter Überlieferung nachgespieltes Gebären meist im Zusammenhang mit der Austreibung des Winters gesehen wird. Was aber in unseren Tagen nur noch als attraktiv inszeniertes Spektakel zu verfolgen ist, hatte früher durchaus seinen ernstesten Hintergrund. In der Faselnacht, der Zeit des Faseln (= Gedeihen, später Unsinn treiben)¹⁾, ahnten die germanischen Vorfahren das Ende der Herrschaft des Winters und sehnten sich den warmen, fruchtbaren Frühling herbei; ein Wunsch, der in der Sorge um ein gesichertes Dasein seine volle Berechtigung fand. Um den Kampf zwischen Winter und Sommer, das Ende des Winters und das Nahen des Frühlings symbolisch darzustellen, fand ihre Phantasie eine Vielzahl von Möglichkeiten, die jedoch oft auch an anderen Traditionen anknüpften. Von diesen Darstellungen sind noch mehrere auf uns gekommen und werden heute zu den Frühlingsbräuchen gerechnet. Eine dieser Brauchformen, nämlich das Zu-Tal-Rollen eines brennenden Fast-

nachtsrades, soll in nachfolgendem Kurzreferat am Beispiel der Ausübung in dem Odenwalddorf Brombach betrachtet werden.

II. Die Vorbereitungen für den Fastnachtsdienstag

Alljährlich nach Jahresbeginn zieht die männliche Schuljugend des nach Eberbach/Neckar eingemeindeten Dorfes von Bauernhaus zu Bauernhaus, um die entsprechende Menge Stroh für das Feuerrad einzusammeln, das dann in einer Scheune gelagert wird. An etwa zwei bis drei Nachmittagen wird das gesammelte Stroh auf der Tenne dieser Scheune ausgebreitet und weich getreten, so daß man später das Stroh leichter flechten kann. Kurz vor den Fastnachtstagen wird das wirre und weich getretene Stroh zu Seilen gedreht, die eine Länge von ungefähr 3 bis 5 Metern erreichen und „Trudel“ oder „Trandel“ genannt werden.

Während man früher als Fastnachtsrad ein ausgedientes Hinterrad eines Wagens verwendete, wird heute eigens für diesen Zweck ein Rad aus Hartholz (Buche oder Eiche) mit einem Durchmesser von etwa 1,50 m angefertigt. Dieses Rad wird rund drei Wochen vor seinem „Auftritt“ am Fastnachtsdienstag in den Dorfbach gelegt, um es gegen das Feuer widerstandsfähig zu machen. Das Holz des Rades saugt sich dort beträchtlich mit Wasser voll und sein Gewicht erhöht sich um ein mehrfaches. Kurz vor Fastnachts-sonntag wird es aus dem Bach genommen und zum „Stopfen“ gebracht. Durch die vergrößerte Öffnung in der Radnabe wird eine etwa 6 bis 8 m lange, ebenfalls zuvor im Bach gelagerte Holzstange geschoben.

III. Der Feuerzauber am Abend

Am Rosenmontag oder Fastnachtsdienstag wird das wassergetränkte Rad „gestopft“, d. h. die gefertigten „Trudeln“ werden durch die Speichen des Rades gezogen. Dabei wird darauf geachtet, daß das Rad mit diesen Trudeln geradezu vollgepreßt ist, um ein allzu schnelles Abbrennen zu verhindern. An der durch das Rad gezogenen Stange wird das Stroh festgebunden, um ein loses Herabhängen des Strohs zu vermeiden. War es früher für die jungen Männer des Dorfes eine nicht unerhebliche Kraftanstrengung, das Fastnachtsrad abwechselnd in der Abenddämmerung des Dienstags auf einen steilen Hang zu tragen, so macht man es sich in jüngster Zeit bequemer und fährt das von einem dichten Strohkleid bedeckte Rad zur vorgesehenen Stelle.

Bei Einbruch der Dunkelheit suchen sich der größte Teil der einheimischen Bevölkerung sowie eigens angereiste Fremde günstige Plätze, von wo aus das funkelnde, die Nacht erhellende Schauspiel gut beobachtet werden kann. Dabei wurden früher von den Dorfbewohnern selbst hergestellte Fackeln aus Eichenschälholz angezündet und heftig hin und her geschwenkt. Diese Unruhe der brennenden Fackeln verlieh diesem Abend einen zusätzlichen Feuerzauber. Für die Fertigung dieser Fackeln nahm man besonders gut ausgetrocknetes, möglichst fast astfreies und gerade gewachsenes Prügelholz in der handlichen Stärke von etwa zwei bis drei Zentimeter Durchmesser. Unter ständigem Drehen wurde der Prügel mit einem schweren Schlegel solange geschlagen, bis das Holz zur Handhabe hin zu feinen Spänen aufgesprungen war. Ein Aufspalten mit einem Beil, um ein schnelleres Aufspringen des Holzes beim Klopfen zu erreichen, war verpönt, und das aufgerissene Innenteil des Holzes (Herz) fiel danach meistens heraus. Um ein rauchfreies Abbrennen zu gewährleisten, war es unzulässig, ja geradezu verboten, die Fackeln zuvor mit Erdöl oder ähnlichen leicht brennbaren

Stoffen zu tränken. Seit den fünfziger Jahren jedoch werden keine Eichenrinden mehr geschält. So werden heutzutage auch keine Fackeln mehr gefertigt, da anderes Holz hierzu weniger geeignet ist.

Auch an der Abrollstelle des Feuerrades wurden brennende Fackeln geschwungen sowie ausgediente, mit Stroh vollgestopfte Bienenkörbe angezündet und den Hang hinunter gerollt. Mit dem Verschwinden der Bienenkörbe hörte aber auch diese den eigentlichen Brauch umrankende Gewohnheit auf.

Nachdem das Stroh des Feuerrades an mehreren Stellen angezündet ist, wird es einige Male hin und her gerollt, um so dem Feuer mehr Luft zum besseren Verbrennen zukommen zu lassen. Wenn dann das Rad im vollen Feuer steht, wird es mittels zwei Stützen von der Talseite her gehalten, bis die lange Stange aus der Nabe gezogen ist. Danach werden von der Bergseite her an der Radnabe zwei gabelförmige Stangen angesetzt. Auf Kommando wird die untere Stütze entfernt, die die Stangen haltenden Männer geben dem Rad einen Stoß, laufen einige Schritte mit, um dem Rad die vorgesehene Laufrichtung zu verleihen.

Unter großem Jubel der Zuschauer rollt nun das brennende Fastnachtsrad frei den rund 300 Meter langen Berghang, der im Schnitt ein Gefälle von etwa 30 Prozent aufweist, hinab zur Talsohle. Das Stroh ist bei der Ankunft im Tal fast restlos verbrannt. Das Rad, das oft im Dorfbach landet, wird bis zum nächsten Jahr wieder aufbewahrt, je nach Inanspruchnahme hält es drei bis fünf Jahre aus.

Nachdem das Feuerrad erloschen ist, begibt man sich in die Gasthäuser des Dorfes, wo bei Musik und allgemeinem Fastnachtstrubel der Kehraus bis in die Morgenstunden gefeiert wird.

Seit einigen Jahren wird aus Sicherheitsgründen das Rad nicht mehr an dem am Dorfrand gelegenen Hang abgerollt, da an der Auslaufstelle inzwischen einige Wohnhäuser erstellt wurden. Man hat weit außerhalb des

Dorfes einen anderen Platz gefunden, der aber wegen seiner Entfernung zum bebauten Gebiet der Veranstaltung an Reiz genommen hat. Das Interesse und die Begeisterung der Bewohner hat daher sehr nachgelassen, und es bleibt zu hoffen, daß dieser immer unter genauer Beachtung der überlieferten Regeln ausgeübte Brauch nicht bald der Vergangenheit angehören wird.

IV. Feuerräder — Abbilder der Sonne

Bei der Interpretation dieses alten Brauches möchte ich mich vorwiegend auf zwei Arbeiten stützen, nämlich auf die bereits genannte von Eugen Fehrle und auf einen Beitrag von Fritz Heeger²⁾. Beide nehmen Bezug auf Johann Böhm und Sebastian Franck. Diese beschreiben kurz den Brauch, wie sie ihn in Franken kennenlernten, und weisen auf den Zusammenhang mit der Sonne hin. „Um die Vesperzeit zünden sie das Rad an und lassen es mit vollem Lauf in das Tal laufen, das gleich anzusehen ist, als ob die Sonne von dem Himmel lief“ — so heißt es bei Franck³⁾, dessen Text in etwa der Übersetzung der in Latein verfaßten Beschreibung Böhms entspricht. Auf Abbildungen aus der Bronzezeit, mit der als Scheibe dargestellten Sonne auf Wagen, weisen Fehrle und Heeger hin. Im Amorbacher „Faschelrädle“ — einem mit allerlei Materialien geschmückten Rad, das bis vor rund hundert Jahren zu Fastnacht durch die Straßen des Odenwaldstädtchens getragen wurde — sieht Heeger einen letzten Ausläufer dieser Sonnenwagen, die man wohl umherzog, um die umliegende Natur fruchtbar zu machen.

Übereinstimmend wird der Brauch des rollenden Feuerrades auf die Zeit vor der Christianisierung zurückgeführt und mit dem Fest der Winterwende unserer germanischen Vorfahren in Zusammenhang gebracht. Das Rad wird als Abbild der leuchtenden Sonne interpretiert, die die kalten Fluren wieder fruchtbar machen soll. In ihren Einzelbeobachtungen — Heeger bezieht sich auf die

Ausübung des Brauches in den Spessartdörfern Neuhütten und Obersinn und Fehrle auf das Brombacher Nachbardorf Langenthal — führen sie an, daß nach der Volksmeinung das brennende Rad mit seinem Schein einen möglichst großen Teil der Flur treffen sollte, denn alles was von seinem überirdischen Licht berührt wird, soll im kommenden Jahr vom Hagelschlag verschont bleiben und fruchtbar sein. Diese Segenswirkung des Feuers wird nach Heeger auch in anderen Vorfrühlingsbräuchen in Franken beschworen, so z. B. bei den Pfahlfeuern in der Eichstätter Alp und den Feuern am „Hutzeltag“ (erster oder dritter Sonntag in den Fasten) in der Rhön. In Langenthal wird nach Fehrles Aussagen der Feuerschein der Fackeln beim Radrollen möglichst so gehalten, daß sie die ganze Gemarkung beleuchten. Auch dadurch soll dieselbe Wirkung wie durch das Rollen des Rades, das im Gegensatz zur Gewohnheit in Brombach in fast allen anderen Orten geführt wird, erzielt werden. Aufschluß über die Verbreitung dieses Brauches innerhalb Deutschlands und dessen Bedeutung gibt Fritz Heeger in folgenden Worten: „Das leuchtende Fastnachtsrad von Neuhütten und Obersinn ist nur das Endglied einer Kette, die hinüber ins Rheinfränkische zieht über den Odenwald ins Waldlautertal in der Pfalz und von da über die Mosel in die Eifel. Als Abbild der Himmelssonne beleuchtet und erwärmt es segnend die Saaten.“ Nach Eugen Fehrle wurde dieser Brauch auch in Oberbayern, Mitteldeutschland und Kärnten gepflegt, in Tirol kennt man ihn als „Kornaufwecken“ und selbst in Irland werden am Fastnachtsdienstag Wagenräder von Hügeln herabgerollt. Am häufigsten trifft man dieses Brauchtum aber im Odenwald an, wo es sich auch bis in unsere Tage gehalten hat.

Die Interpretation vom Rad als Sonnen-Abbild sieht Fehrle auch noch durch Reime belegt, die bei jenen Anlässen aufgesagt wurden. Einer von ihnen lautet: „Sunne, Sunne schiine, faar iwwer die Rhinne, faar iwwers glockehus, kumm bald widder in unser

huus.“ Wie auch Heeger ordnet Fehrle das rollende Feuerrad anderen Frühlingsbräuchen zu und meint: „Die Jahresfeuer im Frühling sind ein Sinnbild des Segens für das bäuerliche Jahr und aus bäuerlichen Vorstellungen entstanden.“

In Brombach sind heute alle diese Vorstellungen nicht mehr so recht im Bewußtsein der Einwohnerschaft. Als Antwort auf die Frage, was dieser Brauch denn zu bedeuten habe, erhält man sehr vage Angaben, die aber auf die Beendigung der Herrschaft des Winters und die Herbeisehnung des Frühlings hindeuten. Der Wunsch, daß Rad und Fackeln möglichst große Gemarkungsteile beleuchten sollen, ist schon lange nüchterneren Ansichten gewichen: um den Flurschaden so gering wie möglich zu halten, wurde die Abrollstrecke des Rades bei feuchter Witterung wesentlich verkürzt. In Brombach und einigen Nachbargemeinden wird dieser Frühlingsbrauch in unseren Tagen vor allem auch wegen der schaulustigen Fremden gepflegt. Der Wandel von der symbolischen Darstellung eines tiefen Wunsches der bäuerlichen Bevölkerung zum anziehenden Touristenspektakel vollzog sich hier wie in vielen anderen Orten. In einer Welt der Technik,

der Ratio und der Fortschrittsgläubigkeit mußte dieser Brauch eine Sinnentleerung erfahren, doch hat er auch heute noch sein Gutes: bei der Organisation und Ausführung dieses doch noch emotionelle Regungen weckenden Schauspiels hält auch heute noch die Dorfjugend zusammen und stehen die Älteren beratend zur Seite, wird also dörfliche Gemeinschaft gefördert.

Literatur:

Eugen Fehrle, Fest und Volksbräuche im Jahreslauf europäischer Völker, Kassel 1955

Fritz Heeger, Volkstümliche Frühlingsfeiern in Franken, Sonderdruck der Frankenwarte, Würzburger Generalanzeiger, Würzburg 1937

Josef Dünninger/Horst Schopf, Bräuche und Feste im fränkischen Jahreslauf, Die Plassenburg (Bd. 30), Kulmbach 1971

1) Eugen Fehrle, Feste und Volksbräuche im Jahreslauf europäischer Völker, Kassel 1955

2) Fritz Heeger, Volkstümliche Frühlingsfeiern in Franken, Sonderdruck aus der Frankenwarte, Würzburg 1937

3) Sebastian Franck in: Bräuche und Feste im fränkischen Jahreslauf, hg. v. J. Dünninger u. H. Schopf, Kulmbach 1971

Theodor Konrad Hartleben

Einer der ersten Karlsruher Geschichtsschreiber und seine
Durlacher Tätigkeit

Dr. Engelbert Strobel, Karlsruhe

Im Jahre 1815 erschien im Verlag G. Braun eine der ersten geschichtlichen Darstellungen Karlsruhes von Theodor Konrad Hartleben unter dem Titel: „Statistisches Gemälde der Residenzstadt und ihrer Umgebungen.“ Als dieser Verlag 1818 sein erstes Karlsruher Adreßbuch herausbrachte, wies er in einer beigefügten Werbung auf das genannte Werk hin, ersetzte aber den Ausdruck „Statistisches Gemälde“ durch die Bezeichnung „Beschreibung“. Ungebunden verkaufte man es damals zu 2 Gulden und 42 Kreuzern und in gebundenem Zustand zu 3 Gulden. Um den Verkaufserfolg zu erhöhen, wurde hinzugefügt: „Man findet hierin die vollständige Geschichte von Karlsruhe, seit der Grundstein-Legung zu dem Lust- und Jagd-Schloß Carlsruhe am 17. Juny 1715.“

Obwohl um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert ein Wechsel der Landesherrschaft nicht gerade selten war, sprengte Theodor Konrad Hartleben hierbei den Rahmen des Üblichen. Geboren zu Mainz am 24. Juli 1770 erwarb sich Hartleben nach Jurastudium 1790 den Titel eines Doktors der Rechte. Bereits 1791 arbeitete er als Praktikant beim Reichskammergericht in Wetzlar und 1793 kurze Zeit beim permanenten Reichstag in Regensburg. Am 25. Juni 1793 wurde er zum fürstbischöflich speyerischen Hofrat und ersten Beamten des Oberamtes Kislau ernannt. Doch auch hier war er nicht länger tätig, denn schon 1795 finden wir ihn als Professor für Staatsrecht in Salzburg, wo er seit 1800 dort auch die Funktion eines Polizeidirektors wahrnahm.

Der überaus begabte, aber sehr unstete Mann, der an keiner Arbeitsstelle längere Zeit aushielt, wirkte nachfolgend 1804 als Professor der Rechte und des Polizeiwesens in Würzburg. Hier führte er den Titel eines kurfürstlich bayerischen Landes-Direktionsrats. Zwei Jahre später amtierte er als herzoglich sächsischer Geheimer Regierungsrat in Coburg.

Der badische Großherzog Karl Friedrich berief am 28. Oktober 1808 „in Betracht seiner vorzüglichen Fähigkeiten und Kenntnisse zum ordentlichen Professor der praktischen Rechtswissenschaft mit der Verbindlichkeit, zugleich auch über die Staatswissenschaft Vorlesungen zu halten“, Hartleben an die Universität Freiburg.

Da ihm die dortige Tätigkeit nicht befriedigte und er erfahren hatte, daß der Staatsrat und Hofkommissär der Oberrheinischen Provinz in Freiburg Karl August Ferdinand von Wechmar als Leiter der neugeschaffenen Kreisdirektion in Durlach vorgesehen war, wandte sich Hartleben mit einem Schreiben vom 8. Januar 1810 an diesen. Die erstrebte Versetzung nach Durlach erfolgte zunächst noch nicht, doch kam Hartleben am 25. Januar 1810 als Kreisrat nach Offenburg.

Als aber der damalige Durlacher Kreisrat Ludwig Georg Winter, der spätere badische Innenminister, hierfür den Posten eines dortigen Oberamtmannes übernahm, wurde Hartleben als dessen Nachfolger am 26. Oktober 1810 nach Durlach versetzt. Im November des gleichen Jahres nahm er seine Tätigkeit in der alten Markgrafenstadt auf.

Statistisches Gemälde
der
Residenzstadt
Karlsruhe
und
ihrer Umgebungen.

Entworfen von
Dr. Theodor Hartleben

Karlsruhe
im Verlag von Gottlieb Braun.
1815.

Der talentierte Hartleben, einer geregelten Arbeit eines Beamten abgeneigt und für die Reize des weiblichen Geschlechts nicht unempfänglich, sowie sein neuer Vorgesetzter Kreisdirektor von Wechmar waren aber vollkommen gegensätzliche Charaktere. Als Hartleben wegen des Schlüssels der gemeinsamen Waschküche in der Durlacher Karlsburg mit dem Hausmeister Ludwig in Streit geriet, berichtete von Wechmar am 10. September 1812 über den Kreisrat an das Innenministerium: „Überhaupt ist dessen Benehmen gegen seinen Chef, als in seiner übrigen Dienstobliegenheit, nicht von der Art, wie es die Vorschrift und Ordnung des Dienstes mit sich bringt.“ In einem weiteren Bericht vom 8. Januar 1813 bemerkte von Wechmar über Hartleben: „Kreisrat Hartleben könnte noch mehr tun, aber es sei erlaubt zu schweigen, weil hier wohl keine Besserung zu erwarten ist.“

Inzwischen hatte sich das Verhältnis der Beiden derart verschlechtert, daß von Wechmar auf die Versetzung Hartlebens drängte. Deshalb schrieb er am 27. Januar 1813 an seine vorgesetzte Dienststelle: „Kreisrat Hartleben besorgt seinen Dienst nicht allein mit wenigem Eifer, sondern wir können sogar den Ausdruck gebrauchen: nachlässig. Derselbe hat sich seit länger denn einem vollen Jahre gar nicht mehr in der Kanzlei sehen lassen; derselbe erregt bei allen Dingen die widerlichsten Anstände; derselbe setzt gegen seinen Chef durchaus die Achtung bei Seite, die er ihm schuldig ist. Derselbe ist mit einer großen Schuldenlast beladen und endlich ist seine Conduite (Führung) nichts weniger als moralisch und jener Würde angemessen, welche er als erster Kreisrat besitzt, der in Abwesenheit und bei Verhinderung des Direktors dessen Stelle vertreten soll. Dienst und Stelle sind also mit diesem Manne nicht besetzt, und es ist nur zu bedauern, daß er sich auf diese Seite geworfen, da es ihm nicht an Talent, Kopf und Fähigkeit gebricht. Kreisrat Hartleben würde sich wohl am besten wieder auf einer Lehrstelle schicken

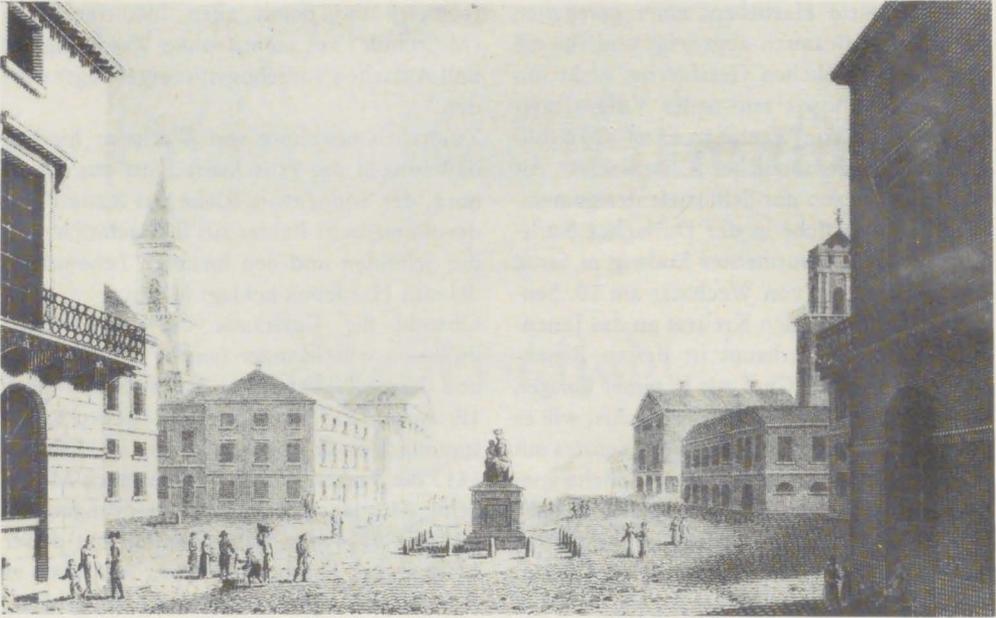
(eignen) und damit allen Inconvenienzen (Mißstände) auf einmal ohne Weitläufigkeit und Aufsehen vorgebogen (vorgebeugt) werden.“

Zusätzlich erwähnte von Wechmar hierbei, daß sowohl der Hirschwirt Dörr aus Straßburg, der Sonnenwirt Klehe aus Rastatt und der Blumenwirt Bühler aus Durlach sich über die Schulden und den lockeren Lebenswandel von Hartleben beklagt hätten.

Obwohl die Vorstände der Neckarkreisdirektion von Manger (gest. 7. März 1813) und dessen Nachfolger von Hinkeldey (gest. 19. April 1814) sich dagegen wehrten, bestimmte das Innenministerium im Februar 1813 die Versetzung Hartlebens nach Mannheim. Hartleben erklärte notgedrungen am 5. März 1813 sein Einverständnis mit dieser Maßnahme. Hierbei führte er aus, daß er selbst daran interessiert sei, aus der gehässigen Umgebung wegzukommen, „wo Willkür hauset und die Tücke den Triumph über die Rechtlichkeit feiert“. Um sich gegen den Vorwurf nicht erledigter Arbeiten zu rechtfertigen, gab er bei der Registratur der Durlacher Kreisdirektion eine Schrift „Verteidigung und Reklamation gegen das Dekret des hiesigen Kreisdirektors“ ab.

Über seine Durlacher Wohnung in der Karlsburg — ehemals das Quartier seines Amtsvorgängers Winter — meldete Hartleben am 19. April 1813, daß sie keine Vorfenster besitze, da sie sich oberhalb der katholischen Kirche befinde. Während der Kreisdirektor sich „angemessene und gute Öfen“ setzen ließ, habe er sich mit „alten und kleinen Öfen“ behelfen müssen.

Da man in Mannheim keine rechte Tätigkeit für Hartleben hatte, sandte ihn seine vorgesetzte Dienststelle am 5. August 1818 anstelle des Geheimen Legationsrates von Müßig an die in Mainz tagende Rheinschiffahrtskommission. Als er von hier wieder abberufen wurde, stellte am 15. Dezember 1820 das Innenministerium den allerdings vergeblichen Antrag „Hartleben als einen literarisch gebildeten Mann auf eine der beiden Landesuni-



Der Marktplatz in Karlsruhe

versitäten (Freiburg und Heidelberg), jedoch nicht als Professor, sondern bloß um daselbst in irgend einem Fache Collegia zu lesen“ versetzt werde. Weil sich dieser Wunsch nicht verwirklichen ließ, beauftragte am 4. Januar 1821 das Staatsministerium Hartleben in Mannheim — gegen den Willen des Kreisdirektors Siegel — mit der Wahrnehmung aller Schiffsangelegenheiten zu betrauen, ohne ihn dabei dem eigentlichen Neckarkreisdirektorium zuzuteilen.

Jedoch auch jetzt scheint man mit seiner Arbeit nicht zufrieden gewesen zu sein. Jedenfalls wurde er 1822 vom Hofgericht Mannheim wegen Dienstvergehens zu einer 14tägigen Festungsstrafe in Kißlau verurteilt. Schließlich schlug am 11. März 1823 das Finanzministerium seine Pensionierung vor, da er zwar auf dem Etat des Neckarkreisdirektoriums erscheine, ohne aber dort Dienst zu machen. Unter Anrechnung seiner 14 badi-

schen Dienstjahre seit 1808 versetzte man dann am 17. April 1823 Hartleben in den Ruhestand und erkannte ihm ein Pensionsgehalt von 1077 Gulden und 26 Kreuzern zu. Ein von ihm bei Brockhaus in Leipzig erschienenenes „Geschäftslexikon für die deutschen Landstände“, in dem er die badischen Verhältnisse ablehnend schilderte, verfiel am 14. September 1824 der Zensur.

Theodor Konrad Hartleben starb am 15. Juni 1827 in Mannheim. Von seiner ersten Frau, einer Tochter des Heidelberger Administrationsrates Schneck wurde er 1805 geschieden. Diese lebte mehrere Jahre dann in Karlsruhe. Nach seinem Übertritt zum Protestantismus heiratete er in zweiter Ehe Franziska Adelheid Geiger, die sich später als Notleidende von München aus am 4. Juni 1831 an den badischen Großherzog Leopold wandte. Der volljährige Sohn Friedrich Hartleben stand als Oberförster in österreichischen Diensten.

Landtagsabgeordnete im Theater

Dr. Günther Haass, Karlsruhe



Hansjakob

Als Abgeordneter der Zweiten Kammer des Badischen Landtags in dem Jahrzehnt von 1871 bis 1881 hat der aus Haslach im Schwarzwald stammende Freiburger Stadtpfarrer, Schriftsteller und Landespolitiker Heinrich Hansjakob (1837—1916) oft das von Weinbrenners Nachfolger Heinrich Hübsch erbaute und am 17. Mai 1853 eröffnete Hoftheater am Schloßplatz besucht. In seinen von 1878 bis 1911 veröffentlichten Erinnerungen „In der Residenz“ hat er zunächst einen Blick in die Geschichte getan und am 15. November 1877 anekdotisch berichtet: „Als am 20. April 1819“ — acht Monate nach der am 22. August 1818 verkündeten badischen Verfassung (d. Verf.) — die ersten Landboten (= Abgeordnete, d. Verf.) ins Schloß gezogen waren, wurden sie vom Großherzog (Ludwig I., 1818—1830, d. Verf.) gastiert. Am Abend hatten die neuen

Abgeordneten in Gegenwart des ganzen Hofes Festtheater! Sie wurden bei ihrem Eintritt mit Pauken und Trompeten begrüßt und die Oper „Elisabeth“ von Rossini zu ihrer Ehre aufgeführt. Daß die gleichen Abgeordneten, welche derart fêtiert worden waren, trotzdem alsbald der Regierung des Großherzogs Opposition machten und mannhaft für die Erweiterung der Volksrechte eintraten, zeigt, welch' seltene Männer sie gewesen sind.“

Am 18. Januar 1878 berichtet er von einem persönlichen Besuch im Hoftheater: „Vom Palmengarten (= Botanischer Garten, d. Verf.) ging ich heute ins Theater, um den „Troubadour“ von Verdi zu hören; wie ich denn nicht selten in die Opern der Residenz gehe, der Musik halber. Diese ist mir an der Oper fast alles, auf Gesang gebe ich weniger und auf die Handlung fast gar nichts... Aber heute sprach mich noch etwas ganz besonders an: Gesang und Spiel der jungen Schauspielerin, welche die Rolle der Zigeunermutter vertrat. Auffallenderweise spotteten hinter mir zwei junge Männer, mit dem Aussehen der jeunesse dorée, beständig der trefflichen Sängerin. Als vom Parterre aus einige Bukette der Dame zuflogen, meinten diese Jünglinge, diese Ovation sei jedenfalls bestellt. Ich ärgerte mich über die offenbare Malice und erkundigte mich deshalb bei einem Herrn, der es wissen konnte, nach der wenigen Sympathie, die dem Fräulein Steinbach, so hieß sie auf dem Theaterzettel, bei ihrem Auftreten und auch in der Presse zuteil werde. Ich will die Gründe, welche der Gefragte mir angab, ... verschweigen, da ich mich nicht in Theaterkritik und wie sie gemacht wird, einlassen will. Allein, ich lernte daraus, wie ungerecht man oft in Lob und Tadel gegen Menschen sein kann aus den or-



Ständehaus, Karlsruhe

dinärsten und gemeinsten persönlichen Gründen. — Der Stern der Karlsruher Theaterwelt ist übrigens diesen Winter *die Sängerin Bianchi**. Es hat ein wahres Bianchi-Fieber alle Leute erfaßt. Wo man geht und steht, wird von der Bianchi gesprochen ... Dieses kleine, singende Ding verdient aber auch das Lob in hohem Grade ... Übrigens scheinen mir ihre Koloraturen oft übertrieben und kommen mir dann lediglich als Kehlkopfkunststücke vor. Welchen Jubel

und Enthusiasmus rufen Sänger und Sängerrinnen oft ... hervor, und welch' rauschender Beifall überschüttet ... diese Söhne und Töchter der Thalia?! Wenige Jahre später und ihrer Stimme versagt das Metall, sie treten ab von der Bühne, und einsam, verlassen und vergessen, oft in Not und Sorge, enden sie ihr Leben. Sie sind noch übler dran als die Schriftsteller, deren Bücher wenigstens noch nach ihrem Tod in den Gräbern der Bibliotheken fortleben. Das Theater ist kein geringer Stolz unserer Residenzler, und sie halten mit Recht viel auf ihren Musentempel; denn er ist der besten einer in deutschen Landen. Es geht überhaupt dem echten Karlsruher nicht leicht etwas über seine Vaterstadt. ... Da ich gerade am Theater bin, will ich noch ein Wort sagen über die Musentempel unserer neuesten Zeit. Mir hat ... ein sehr liberaler Herr, der nichts weniger als prüde und selbst nicht immer auf den Pfaden der Tugend gewandelt ist, gesagt, man könnte heutzutage nicht in jedes Theaterstück unverdorbene Mädchen und anständige Frauen gehen

Anmerkung

* Bianca Charitas Bianchi, eigtl. Bertha Schwarz, geb. 28. 1. 1858 in Heidelberg. Hervorragende Koloratursängerin mit hohem Sopran. Erstes Engagement am Stadttheater Heidelberg 1873—76, dann am Hoftheater Karlsruhe unter Intendant von Putlitz 1877—80. Hochgefeierte Primadonna 1881—1901 in Wien, Budapest, München, Hamburg. 1902 bis 1925 Gesangslehrerin a. d. Königl.-Bayr. Akademie für Tonkunst in München. 1925—30 Professorin am Mozarteum in Salzburg, dort Ehe mit Hofrat Bernardo Pollini. Sie starb in Salzburg 1930.



Hoftheater, Karlsruhe

lassen. Er könne auch viel vertragen, aber selbst ihm sei die Schlüpfrigkeit und Schamlosigkeit manchmal zu stark. . . . Heute aber sucht man nicht selten das Reinste und Heiligste in die niedrigste Sinnlichkeit herabzuziehen, das Laster triumphieren und die Tugend verhöhnen zu lassen. So wird das Theater, das man so gerne eine Schule der Volksbildung nennt, die es sein könnte, herabgewürdigt zu einer Dienerin des Schlechten und der rohen Sinnlichkeit. Da dachten . . . die alten Heiden besser über die Theaterkunst und legten einen weit höheren Maßstab an als vielfach unsere Zeit. Wie ein beschämender Mahnruf klingen die Worte des großen griechischen Theaterdichters Aristophanes (gest. um 387 v. Chr.) in seiner „Die Frösche“ genannten Komödie:

Schlecht ist schlecht; nie schafft dem Guten
Kunst mit schlechtem Stoff Verehrer.
Schmückt mit Schönheit sie das Schlechte,
wird sie nur des Schlechten Lehrer.
Was der Lehrer für die Jugend, ist der Dichter
für die Großen;
darum Künstler, fürcht', der Sitte keusch'
Gesetz je umzustößen!

In goldenen Lettern sollte man diese herrlichen Worte eines heidnischen Dichters über unsere Theatereingänge schreiben zur Beschämung und zur Befolgung. Dann würde

für die heutigen Schauspielhäuser nicht manchmal gelten, was selbst der sonst so frivole römisch-heidnische Dichter Ovidius mit den Worten tadelt:

Scheint das Theater dir nicht ein Mantel für jegliche Sünde,

da man dort zeigt und beschaut,
was man sonst denken nicht darf!“

Heinrich Hansjakob, der aus politischen Gründen zweimal Festungshaft erhielt, war vor hundert Jahren (1871–1881) badischer Landtagsabgeordneter. Im Vorwort zu der Neuauflage seiner Tagebuchaufzeichnungen „In der Residenz“, die anlässlich der Bundesgartenschau 1967 im Verlag Rombach in Freiburg erschien, hat sein Landsmann, der verstorbene Karlsruher Oberbürgermeister Günther Klotz vor fünfzehn Jahren geschrieben: „Auch Ausblicke und Prophezeiungen sind enthalten, so daß vieles, was er sagt, heute noch wirklichkeitsnah und gültig ist. Hansjakob ist nun schon vor 50 Jahren (inzwischen sind 66 Jahre vergangen, d. Verf.) aus dem Leben geschieden, aber der Inhalt seines Residenzbuches ist heute noch lebendig.“

Ständehaus, Inneres





Schutterwald

Foto: E. v. Pagenhardt, Baden-Baden

Besuch auf der Bühlerhöhe

Klaus W. Jonas, Pittsburgh

Es gibt nicht viele Erholungsstätten in Baden, deren Namen man in der Alten ebenso wie der Neuen Welt, in Saudi-Arabien genau wie in Californien kennt und mit einer gewissen Ehrfurcht ausspricht. Ein gewisser Nimbus umgibt dieses Schloß im Schwarzwald, mit dem man den Beigeschmack des Exquisiten und Exklusiven verbindet, als handelte es sich ausschließlich um einen beliebten Treffpunkt der Großen aus Politik und Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst. Es ist eine abenteuerliche, eine phantastisch klingende Geschichte, die Entstehung der Bühlerhöhe, jenes vor dem Ersten Weltkrieg erbauten Schlosses mit einmaligem Blick in die Weite des Rheintals, auf die Weinberge des Reblands bis hinüber über die Grenze zum Straßburger Münster und in die Vogesen.

Hertha Schottländers Vision

Traditionsreiche Adelsitze sind in unserem Jahrhundert nicht selten in Schloßhotels verwandelt worden, in denen der Besitzer selber bisweilen die Führung übernimmt und seinen Gästen Einblick in die Geschichte seiner Familie gewährt. Das jedoch ist bei der Bühlerhöhe, diesem noch nicht siebzig Jahre alten Schloß, nicht der Fall. Sie verdankt ihre Entstehung einzig und allein dem Willen und der Tatkraft einer von einer Vision beherrschten klugen, energischen und zielbewußten Frau, der am 31. Januar 1871 geborenen Hertha Schottländer. Ihr Vater, einer der erfolgreichsten schlesischen Getreidehändler, genoß das Vertrauen des Königlich Preußischen Kriegsministeriums, und in den Bismarckschen Kriegen von 1866 und 1870 konnte er durch Heereslieferungen sein ohnehin nicht gerade geringes Vermögen um

ein Beträchtliches vermehren. Er legte seine Gewinne geschickt an durch Investitionen der verschiedensten Art, nicht zuletzt durch erhebliche Grundstückskäufe in der Umgebung von Breslau: Kein Wunder also, daß sich seine Millionen in kurzer Zeit verdoppelten und verdreifachen sollten.

Für den Getreidehändler Schottländer muß es eine echte Genugtuung bedeutet haben, daß er seine einzige Tochter Hertha einem Bankier und Gutsbesitzer namens Pringsheim anvertrauen konnte, mit dem sie ein paar Jahre lang — wie es den Anschein hatte — in durchaus friedlicher und harmonischer Ehe lebte, auch wenn es nicht gerade eine Liebesheirat gewesen war. Die weitverzweigte Familie Pringsheim war — ähnlich wie die Familie Schottländer — im Zuge der Entwicklung der schlesischen Wirtschaft wohlhabend geworden, vor allem in Verbindung mit der Schwerindustrie. In dieser Familie spielten aber auch die schönen Künste und die Wissenschaften eine Rolle, und kein Geringerer als der Geheime Rat Alfred Pringsheim, Professor der Mathematik an der Universität München, berühmter Kunstsammler und Wagnerianer, ging aus ihr hervor, der durch die Heirat seiner Tochter Katia zum Schwiegervater Thomas Manns werden sollte. Über dessen Vater berichtet uns Golo Mann in einem Brief aus Kilchberg am Zürichsee vom 25. Januar 1982: „Der Vater meines Großvaters Pringsheim, ein gewisser Rudolf Pringsheim, hat sich in der Tat in der Berliner Wilhelm Straße ein palatiales Haus bauen lassen, mit Fresken von Anton von Werner. Rudolf Pringsheim war aber nicht Bankier, sondern Unternehmer in Schlesien. Er besaß Bergwerke und ließ, ich glaube nur zur Förderung von Kohlen und Aehnlichem,



Kurhaus Schloß Bühlerhöhe

eine Eisenbahn konstruieren, die er später an den Preußischen Staat verkaufte. Danach zog er sich nach Berlin zurück. Nach dem Tode von Rudolf Pringsheim verkaufte mein Großvater das Haus an einen Berliner Club, den einzigen, der die vornehmen Londoner Clubs nachahmte, und sich ‚Deutsche Gesellschaft‘ nannte. In deren Besitz war es noch im Winter 1928, als ich einmal in dem sehr kultivierten Speisesaal dort als Gast mit irgendjemandem zu Mittag aß. Im Hitlerkrieg ging das Haus natürlich kaputt“¹⁾.

Die mit einem Bankier und Gutsbesitzer Pringsheim verheiratete Hertha Schottländer muß ganz und gar ein Kind ihrer Zeit gewesen und in den Vorstellungen und Vorurteilen ihrer Generation gelebt haben. Und — so merkwürdig es uns Heutigen erscheinen mag — ihr brennender Wunsch nach gesellschaftlicher Anerkennung galt ausgerechnet denje-

nigen Kreisen, die ganz bestimmten Gesetzen zu gehorchen hatten, dem Adel und dem preußischen Offizierskorps.

In damaliger Zeit war es allgemein üblich, daß Gutsbesitzer während der Manöver ihre Häuser Offizieren zwecks Einquartierung gastfrei öffneten. Und so geschah es, daß eines Tages ein gut aussehender Regimentskommandeur, ein Oberst Wilhelm Isenbart, in das Pringsheimsche Herrenhaus kam. Daraufhin ereignete sich etwas ganz Natürliches: daß sich nämlich die junge Gastgeberin — kaum dreißig Jahre alt — in den wesentlich älteren höheren Offizier Hals über Kopf verliebte. Und sie war sogar fest entschlossen, diesen Mann zu heiraten. Nach einigem Hin und Her gab ihr verständnisvoller Gatte sie auch tatsächlich frei, und nun stand einer ehelichen Verbindung nichts mehr im Wege. Doch der Oberst hatte anscheinend eins übersehen oder wollte es jedenfalls nicht wahr haben: daß er durch diese Eheschließung mit einer geschiedenen jüdischen Frau ein gewisses, im Offizierskorps damals geltendes Tabu verletzte und sich und seiner jungen Frau erhebliche Schwierigkeiten bereiten würde. Bald drang die Nachricht von seiner überstürzten Heirat bis in das dicht neben dem Palais Pringsheim gelegene Königlich Preußische Militärkabinett durch, und sehr bald schon folgte auf das anfängliche Glück der jungen Ehefrau der große Schmerz, die bittere Enttäuschung, der erste von mehreren Schicksalsschlägen in ihrem Leben: Ihr Gatte wurde — mit dem Charakter eines Generalmajors — verabschiedet. Das Ende seiner Offizierskarriere war gekommen.

Auch Vater Schottländer war von dem Schritt seiner einzigen Tochter alles andere als angetan: erst die Ehescheidung von Pringsheim, dann die Taufe, der Übertritt zum Christentum, schließlich diese Liebesheirat. So zog er, kurz entschlossen, die Konsequenzen, indem er seiner Tochter Hertha ihr Erbeil auszahlte und damit einen endgültigen Schlußstrich setzte. Zwölf Mil-

lionen Goldmark — oder waren es gar fünfzehn, wie einige Chronisten berichten — das war auch in damaliger Zeit eine beträchtliche Summe, viel mehr, als für die standesgemäße Existenz des kinderlosen Paares notwendig gewesen wäre. So kaufte Hertha Isenbart zunächst einmal eine stattliche Villa in Eisenach, wo damals zahlreiche Excellenzen, Generale und Geheime Räte ihre Pension verzehrten. Doch gerade das, was sie sich mehr als alles andere im Leben gewünscht hatte, gesellschaftlichen Verkehr und Anerkennung in jenen Kreisen, blieb ihr versagt. Eine Zeitlang versuchte das Paar es in Koblenz, doch auch hier wurden sie „geschnitten“. Dieser Schmach aber war unerträglich für die ehrgeizige junge Frau, die „Generalin“, wie sie allgemein titulierte wurde. So zog sie mit ihrem Gatten zu ausgiebigen Winteraufenthalten nach Ägypten ins hochvornehme, exklusive Hotel Cataract in Assuan und verbrachte die übrigen Monate an der französischen Riviera. In jenen Jahren zu Anfang dieses Jahrhunderts entwickelte sie einen fast unwirklich scheinenden Plan, an dessen Ausführung sie ging, nachdem ihr Gatte im Jahre 1908 ganz plötzlich in Assuan gestorben war. Es war ein Akt der Verehrung des geliebten Toten, dem sie eine Art Denkmal setzen wollte in Gestalt eines „General-Isenbart-Offiziers-Genesungsheimes“, das sie für zwölf Generale der Königlich Preussischen Armee nebst Personal an irgend einem zauberhaften Platze schaffen wollte. So erwarb sie 1911 ein riesiges Waldgelände an der Schwarzwaldhochstraße, von dem aus man den schönsten Blick über die Rheinebene bis nach Frankreich hat. Sechzehn Kilometer vom vornehmen Baden-Baden entfernt, sollten die Gäste dort die wohltuende Wirkung des Mittelgebirgsklimas in einer Höhe von 800 m genießen. Dort also sollte ein Sanatorium und ein barocker Schloßbau entstehen, das Ganze wollte sie eines Tages seiner Majestät dem Kaiser schenken. An den unvergessenen Gemahl würde für alle Zeiten eine im Wilhelmsturm des Schlosses aufgestellte

Platte aus poliertem Schwarzwaldgranit erinnern mit der Bronzeinschrift:

Erbaut
zum
Gedächtnis von
Wilhelm Isenbart
Generalmajor
im Jahre
1914

Tatsächlich hatte Hertha Isenbart in den Jahren 1911 bis 1914 alles bis ins letzte Detail mit dem von ihr gewählten hochbegabten jungen Architekten Wilhelm Kreis²⁾ aus Düsseldorf geplant und jeden seiner Schritte genauestens überwacht. Und im Sommer 1912 ging auch ihr Wunsch, eine Audienz bei Kaiser Wilhelm II. zu erlangen, in Erfüllung: Das Kaiserpaar empfing sie sehr gnädig zu einem Sektfrühstück im Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel und ließ sich anhand eines Modells alles von ihr eingehend erklären. Der Kaiser nahm ihre beabsichtigte Schenkung des geplanten Genesungsheims im Prinzip auch an, doch es vergingen weitere zwei Jahre, in denen sie ihr gesamtes Vermögen in den Bau dieser Anlage investierte. Sie hatte alles so weit vorausgeplant, daß sie genau wußte, in welcher seidenen Robe sie Seiner Majestät beim ersten Empfang in der großen Rundhalle den Ehrentrunk kredenzen würde.

Doch düstere Gewitterwolken zogen im Sommer 1914 herauf, als die letzten Arbeiten vor der Fertigstellung des Ganzen noch im Gange waren. Die Übergabe an den Kaiser sollte im September erfolgen. Über das Hofmarschallamt in Berlin waren bereits Presse und Fotoreporter eingeladen worden, als der Erste Weltkrieg ausbrach und sich niemand mehr für ihr Projekt interessierte. So restlos hatte sie ohnehin ihr Vermögen in den Bau der Bühlerhöhe gesteckt, daß sie gar nicht mehr in der Lage gewesen wäre, den vom Kriegsministerium geforderten Millionenbetrag zur Verfügung zu stellen zwecks Aufrechterhaltung dieser kostspieligen Anlage.



Kurhaus Schloß Bühlerhöhe, Halle

Zweite und dritte Enttäuschung ihres Lebens

Was die Stunde ihres größten Triumphes hatte werden sollen, die Übergabe des fertiggestellten Schlosses an den Kaiser, diese Hoffnung war plötzlich wie eine Seifenblase zerplatzt. Das war die zweite große Enttäuschung ihres Lebens: Der kaum vollendete Schloßbau stand jahrelang unbenutzt, lediglich das Sanatorium wurde während des Krieges als Reservelazarett benutzt. Und als der Krieg seinem bitteren Ende entgegen ging, mußte Hertha Isenbart einsehen, daß ihr Traum von einem Erholungsheim für Königlich Preußische Generale für immer ausgeblüht war. Schließlich kam dann noch die Nachricht von der bevorstehenden Verlobung ausgerechnet des jungen Arztes, der ihren geliebten Gatten bis zur Todesstunde in Assuan betreut und während der vier Kriegsjahre als Sanitätsoffizier im Reservelazarett gewirkt hatte. Nun hatte ihr Leben vollends seinen Sinn verloren, alle ihre Hoffnungen waren enttäuscht worden. An einer Überdosis von Veronal verstarb Hertha Isenbart am 5. Juli 1918 im Hotel Stephanie in Baden-Baden.

Bühlerhöhe unter Leitung von Professor Stroomann

Bald nach ihrem Tode verkauften ihre Erben den umfangreichen Besitz an eine Gesellschaft, die sowohl Kurhaus als auch Sanatorium seit 1920 als kommerzielles Unternehmen betrieb. Diese heute in aller Welt bekannte Erholungsstätte wurde durch eine überragende Persönlichkeit geprägt, Professor Dr. Gerhard Stroomann (1887–1957), der siebenunddreißig Jahre seines Lebens dort als Chefarzt wirkte. Stroomann war eine Künstlerpersönlichkeit und zugleich ein guter Organisator, dem es gelang, 1928 die beiden Häuser, das Sanatorium und das Kurhaus, miteinander zu vereinen und auf der Bühlerhöhe eine einmalige Pflegestätte der Musen zu schaffen und zugleich eine Art

„Insel der Erholung“, wo sich Gäste aus vieler Herren Länder wohl und geborgen fühlen und kulturelle Anregungen aller Art genießen konnten. Es ist bezeichnend, daß dieser Arzt, den die Bayerische Akademie der Schönen Künste zum Mitglied gewählt hat, gelegentlich zur Feder griff und Erinnerungen niederschrieb, die posthum als Buch erschienen.³⁾ Bereits in den zwanziger und dreißiger Jahren, vor allem aber nach dem Zweiten Weltkrieg fanden auf der Bühlerhöhe die von Stroomann organisierten „Medizinischen Wochenenden“ sowie die weiterhin bekannten monatlichen „Mittwochabende“ statt mit musikalischen und künstlerischen Darbietungen: Wie oft konnten die Gäste der berühmten Pianistin Elly Ney zuhören oder literarischen und wissenschaftlichen Darbietungen. Insgesamt viermal hat der Freiburger Philosoph Martin Heidegger dort Vorträge gehalten, aber auch Männer des Theaters wie Gustaf Gründgens erschienen dort oder der Komponist Carl Orff. Allein zwischen Juli 1949 und April 1954 hat Professor Stroomann fünfzig solcher Mittwochabende veranstaltet.

In seinem Erinnerungsband berichtet Gerhard Stroomann auch über einige der zahlreichen prominenten Gäste aus der Welt der Literatur und Kunst, deren Namen sich mehr als einmal in seinen Gästebüchern finden. Außer dem Dichter Ernst Toller, der später — im amerikanischen Exil — seinem Leben durch einen Sprung aus dem Fenster in New York ein Ende setzte, war es vor allem Rudolf G. Binding, der bereits 1927 zum ersten Mal die Bühlerhöhe aufsuchte und dort seine Erzählung „Moselfahrt aus Liebeskummer“ sowie seine „Reitvorschrift für eine Geliebte“ vorlas. Fünf Jahre später trug er sich mit einem Vierzeiler in Professor Stroomanns Gästebuch ein:

*Bist du Fremder? Bist du Gast?
Gebest wunderbar genesen.
Anderes hat dich angefaßt —
Und du bist hier Gast gewesen.*



Kurhaus Schloß Bühlerhöhe, Restaurant Coq D'or

Und am 7. Oktober 1934 notiert er diese Worte ins Gästebuch: „Zum Andenken an die Wohltat der Bühlerhöhe, seine Arbeitszeit und die erste Vorlesung der in ihrer Spanne geschriebenen Anekdote aus dem großen Krieg, ‚Wir fordern Reims zur Übergabe auf‘, unter dem Dach von Hertha und Gerhard Stroomann schreibt seinen Namen dankbar. RGB“. Die letzte Eintragung — vom 5. Januar 1937, ein Jahr also vor seinem Tode — ist mitunterzeichnet von seinem Sohn Enzian sowie seiner damaligen Lebensgefährtin Elisabeth Jungmann, der langjährigen Sekretärin des Dichters Gerhart Hauptmann und späteren Lady Max Beerbohm: „Als sein bestes Ja und Amen, schreibt der Mann hier seinen Namen“.

Es war nicht das geringste seiner Verdienste um die Bühlerhöhe, daß Chefarzt Gerhard Stroomann es verstanden hat, einen Teil der Anlage im Zweiten Weltkrieg als Reservela-

zaret zu benutzen und damit den einmaligen Besitz vor Beschlagnahmung zu bewahren. Doch ähnlich wie Brenners Park-Hotel in Baden-Baden, so diente auch die Bühlerhöhe von 1945 bis zum Frühjahr 1949 dem französischen Oberbefehlshaber General Pierre Koenig und seinem Stab als Residenz. Erst als sie ihrer Bestimmung schließlich zurückgegeben wurde nach vierjähriger Besetzung, verwandelte sie sich unter Stroomanns Leitung wieder zu einem beliebten Treffpunkt internationaler Prominenz. Und wiederum waren es — neben afrikanischen Herrschern und Fürstlichkeiten aus dem Nahen Orient — deutsche Politiker, deren Lieblingsort die Bühlerhöhe bereits in den zwanziger Jahren gewesen war, als der damalige Reichskanzler Hermann Müller sowie Außenminister Dr. Gustav Stresemann dort in gepflegter Atmosphäre Ruhe und Erholung suchten. Es ist eine stattliche Reihe, von Konrad Adenauer und Theodor Heuss über Carlo Schmid bis hin zu Willy Brandt, die dort ein- und ausging und emporblickte zu der Inschrift, die Frau Hertha Isenbart zur Erinnerung an ihren Gatten über dem Portalbogen am Eingang zum Schloßhof hat anbringen lassen:

„Vielen zur Genesung, einem zum Gedächtnis“.

Ein neuer Chefarzt übernimmt die Leitung

Nach dem Tode Professor Stroomanns übernahm Dr. med. Rainer Landschütz dessen Amt, das er mit großem Geschick fast ein Vierteljahrhundert — bis zu seiner Pensionierung Ende 1981 — innehatte. Zahlreiche Veränderungen hat die Bühlerhöhe ihm zu verdanken, doch der Geist des Hauses, die gepflegte Atmosphäre und altmodische Eleganz blieben unberührt. Eine der ältesten Gepflogenheiten dieser Insel der Erholung behielt auch er bei: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Niemand auf der Bühlerhöhe ignoriert dieses oberste Gebot. Nachmittagskaffee oder Tee in der Roten Diele oder bei

schönem Wetter auf der Terrasse darf grundsätzlich erst ab 16 Uhr serviert werden. Denn jeder der Gäste soll sich auf ärztlichen Rat — ganz gleich ob im Sanatorium oder im Kurhaus — zu ausgiebiger Nachmittagsruhe hinlegen. Viele von ihnen haben am Vormittag bereits am Badebetrieb teilgenommen und Inhalationen oder Massagen, Packungen oder Kneippanwendungen bekommen, andere haben sich auf dem Tennisplatz ausgearbeitet oder sind Ski gelaufen. Bei den Damen erfreut sich der Kosmetiksalon besonderer Beliebtheit, vor allem aber, bei beiden Geschlechtern, das 1965 erbaute Hallenschwimmbad mit Sauna. Unvergeßlich ist dem Chronisten der liebenswürdige, stets hilfsbereite Bademeister Egon Bürkle, der jeden Gast beim Verlassen des 1,70 m tiefen Schwimmbeckens mit einem — stets frischen — riesigen hauseigenen Handtuch abfrottiert. Aber nicht nur vormittags kann man sich sportlich betätigen: oft erinnert die Speisekarte mittags die Pensionsgäste daran, daß es ab 16.15 Uhr im Sanatorium Bewegungstherapie mit Musik gibt. Und wer glaubt, noch immer nicht genug für seine schlanke Linie getan zu haben trotz Hometrainer-Fahrrad und Trockenruderanlage im Gymnastikraum, dem sei ein aus vierzig im Park ausgeforsteten Bäumen gezimmerter Trimm-Parcours zwischen Fichten, Buchen, wilden Kirschen und Rhododendronbüschen empfohlen.

Abschließend noch ein kurzes Wort über die Küche einschließlich der Bühlerhöhe-Diät: Wer absolut nur 320 Kalorien zum Mittagessen zu sich nehmen darf, kann Frischen Salm im Kräuterfond mit Sauce Charon und Salateller bekommen oder — als Schonkost —

Schwarzwaldforelle blau mit frischer Butter und Zitrone, Kräuterkartoffeln und garnierten Kopfsalat. Gästen, die solche Rücksichten nicht zu nehmen brauchen, steht ein reichhaltiges Angebot zur Verfügung: Da finden wir Taubenterrine mit Orangenfilets, Artischocken und Perlhuhnsalat, Warme Languste auf Bohnensalat; Nordlandlachs in Kräuterfond pochiert, holländische Sauce, Dillkartoffeln, Gurkensalat; Kalbsfilet mit Artischockenspalten; Lammrücken mit Rosmarinkruste; Seezungenfilet „Maitre Levy“, oder Rehmedaillon mit Pfifferlingen in Wacholderrahm, Preiselbeeren, frisches Apfelsalat. Auch an Desserts bietet die Küche jedem Geschmack etwas, z. B. Honigmohneisparfait auf Erdbeersauce, oder Weißer Pfirsich in Calvados geschmort, oder Ofenfrische Apfelpizza mit Vanilleeis.

Doch das Beste von allem: die Bühlerhöhe verfügt über eine hauseigene Schwarzwaldquelle, die stets erstklassiges Trinkwasser liefert. Und so ist die Behauptung keineswegs übertrieben: Nirgends schmeckt der Tee so gut wie dort!

Anmerkungen

¹⁾ Vgl. auch Peter de Mendelssohn, *Der Zauberer: Das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann. Erster Teil 1875—1918* (Frankfurt: S. Fischer, 1975), S. 541—547.

²⁾ Vgl. Curt Rüschoff, *Wie Bühlerhöhe gebaut wurde. Ein Beitrag zur Geschichte des Kurhauses Bühlerhöhe. Mit einem Vorwort von Dr. Rainer Landschütz. Neuwied, 1964.*

³⁾ Gerhard Stroomann, *Aus meinem roten Notizbuch: Ein Leben als Arzt auf Bühlerhöhe* (Frankfurt: Societäts-Verlag, 1960).

An unsere Mitglieder !

Von den Zeiten H. E. Busses her, befindet sich in der Geschäftsstelle des Landesvereins ein kleines Archiv von Fotografien verschiedenster Art, das nun geordnet und ergänzt werden soll.

Zunächst ist daran gedacht, die Sammlung

Trachten und alte Handwerke

zu vervollständigen.

Der Landesverein bittet freundlichst seine Mitglieder und Freunde um Überlassung alter (und bei Trachten auch neuer) Aufnahmen, die sich sicher noch da und dort befinden und entbehrlich geworden sind. Wir sind für jede Zusage dankbar.

Es haben uns auch Anfragen bezüglich badischer Volkstänze erreicht, die besonders für den nördlichen Teil des Landes (z. B. Kraichgau) gesucht werden.

Hier ist der Landesverein ganz auf die Mithilfe seiner Mitglieder angewiesen.

Wir sind uns der Schwierigkeit des Findens bewußt, aber vielleicht weiß jemand noch etwas von bodenständigen Volkstänzen, jeder Hinweis kann schon helfen.

*Mit freundlichen Grüßen
Ihr
Landesverein Badische Heimat e. V.*

Ein Katastrophenbericht aus Überlingen aus dem Jahr 1790

Hermann Schmid, Überlingen/See



Überlingen um 1835. Lithographie von J. N. Bommer in Überlingen, als Briefkopf verwendet.

Im Lauf ihrer vielhundertjährigen Geschichte wurde die Stadt Überlingen am Bodensee von unregelmäßig wiederkehrenden Naturkatastrophen dreierlei Art heimgesucht: von Überschwemmungen des Nellen- und des Esbachs, die sich, mit einigem Gefälle aus den umliegenden Hügeln kommend, im Bereich der Nordostbefestigung vereinigten und durch einen inneren Graben, der die alte von der Neustadt trennte, dem Ufer zuflos-

sen, des weiteren von den Hochständen des Sees, der in manchen Sommern die Unterstadt meterhoch überflutete, und schließlich von sogenannten Haldenbrüchen, die mitunter ganze Häuser in den Fluten versinken ließen. Erst die technischen Entwicklungen des Industriezeitalters schufen die Möglichkeiten, solchen Naturereignissen wirksam zu begegnen oder zumindest deren Folgen zu begrenzen.

Die Zeit zwischen 1790 und 1820, die im übrigen der Stadt und der Region größte Umbrüche politischer und wirtschaftlicher Natur bescherte, bietet schlagende Beispiele für die obengenannten Arten von Unglücksfällen. So legte im Juli 1817 ein Hochwasser, wie man es seit Menschengedenken nicht mehr erlebt hatte, den stark besuchten Kornmarkt und Stapelplatz in der Unterstadt lahm und verursachte dazu beträchtliche Gebäudeschäden. Vier Jahre zuvor war Überlingen durch einen ungewöhnlich heftigen Haldenbruch in Aufregung versetzt worden: Aus unerfindlichen Gründen setzten sich am 13. Februar 1813 Teile der auf der felsigen Seehalde liegenden Geröll- und Lehmmassen seewärts in Bewegung und glitten in die Tiefe, wodurch die Fundamente mehrerer unmittelbar am Wasser stehender Gebäude ins Rutschen kamen. Sie mußten in der Folge abgebrochen werden. Die größten Zerstörungen richtete in besagtem Zeitraum jedoch ein Unwetter an, das am 29. Mai 1790 über der Stadt und den umliegenden Ortschaften tobte, das Tote und Verletzte forderte und dessen Folgen schon allein insofern verheerend waren, als ein guter Teil der Einwohnerschaft ausschließlich vom Reb-, Obst- und Getreidebau lebte. Die Hanglage Überlingens und anderer Siedlungen am See gab den herabstürzenden Wassermassen und deren Geschiebe erst die Gewalt, die das Ereignis zur Katastrophe werden ließ.

Der Bericht eines Zeitgenossen, eines nicht näher zu identifizierenden „Ar“, vermag eine Vorstellung zu geben von den Auswirkungen solcher an und für sich kleinen Naturunfälle, denen die wirtschaftsgeschichtliche Literatur bis heute viel zu wenig Beachtung geschenkt hat. Er befindet sich im Faszikel 973 der Abteilung „Überlingen Stadt“ des Badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe und in LXXXX/2512-13 des Stadtarchivs Überlingen und erschien unter dem Titel: „Darstellung der verheerenden Überschwemmung, welche am Abend den 29ten Mays 1790 die Reichsstadt Ueberlingen und die

umliegende Gegend traf. Menschenfreunden jedes Standes gewidmet. Verlegt von Joh. Heinrich Waser in Konstanz, Nro. 246, und gedruckt bey Martin Wagner.“ Das Vor- und Schlußwort macht die Absicht des Verfassers, hinter dem der Überlinger Magistrat und das Konstanzer Spitalamt steckten, deutlich: Es handelte sich gewissermaßen um einen literarischen Spendenaufruf an die Bewohner insbesondere des reichsdeutschen und schweizerischen Bodenseegebiets, der ursprünglich im Konstanzer Volksfreund als der einzigen Zeitung der unteren Seegegend publiziert werden sollte, was dann aber aus Platzgründen unterblieb. Die wortreiche, zuweilen dramatisierende und mitunter etwas übertrieben wirkende Schilderung vermittelt nicht nur einen lebhaften Eindruck von der Wirkung der Naturgewalten, sondern auch von den wirtschaftlichen und sozialen Zuständen in Stadt und Umland, deren diesbezügliche Strukturen einen eher mittelalterlichen Charakter aufwiesen, bis die „Segnungen“ der Französischen Revolution zu einem abrupten Wandel führten. Sie macht ferner längst versunkene Kenntnis lebendig von speziellen topographischen Gegebenheiten, von der gewerblichen Nutzung bestimmter Plätze und dem Standort von Handwerksbetrieben beispielsweise, und ist damit eine wertvolle Quelle für den Ortshistoriker.

Eine flankierende Maßnahme stellte der Druck einer ebenfalls im Überlinger Stadtarchiv unter der Nummer 716 verwahrten Kapuziner-Predigt dar, die unter folgendem Titel zugunsten der Geschädigten vertrieben wurde: „Die wohlthätigen Absichten Gottes bey der schaudervollen Verwüstung Ueberlingens. Eine Predigt an dem von der hohen Obrigkeit daselbst angeordneten Beth- und Danktage den 24. Juni gehalten von Fr. Vinzenz aus Wangen, Kapuziner der schwäbischen Reichs-Provinz, d.Z. Stadtprediger. Mit Bewilligung des Hochwürdigsten Ordinariats zu Konstanz. Wird zum Besten der Verunglückten in Ueberlingen verkauft von dem Verleger, Johann Heinrich Waser, in

Konstanz, Nr. 246 an der St. Pauls-Gasse. Gedruckt in Konstanz bey Martin Wagner, Buchdrucker und Buchhändler. 1790.“ Ihr Verfasser, Vincentius Wangensis, Mitglied des Überlinger Kapuziner-Konvents und wortgewaltiger Münsterprediger, spendete insofern schwachen Trost, als er die Meinung vertrat, daß es noch schlimmer hätte kommen können, stellte das Opus hintersinnig unter das Motto: „Es ist nur gut, daß du mich gedemüthiget hast, damit ich deine Satzungen lerne“ (Psalm 118), verglich die Einwohnerschaft nicht völlig ohne Grund mit dem vom Laster versuchten König David, dem dieses Wort zugeschrieben wird, und führte ihr die „jüngsthin angerichtete Verwüstung“ als eine für sie „wohlthätige Lehrmeisterinn“ vor: „Denn sie zeigt Gott in seiner Macht, um sie anzubethen. Sie zeigt uns in unsern Fehlern, um sie zu verbessern. Sie zeigt den Nächsten in den Leiden, um ihnen abzuhelpfen.“ Womit zugleich die Disposition der Rede gegeben war, der der Herausgeber eine kurze, ergänzende Schilderung des Unwetters, genauer gesagt, Auszüge aus dem großen Bericht beifügte. Dieser ging mit einem Begleitschreiben an alle Stände des deutschen Reichs, außerdem an alle landsässigen geistlichen und weltlichen Korporationen der näheren und weiteren Umgebung. In Anbetracht der Höhe des Schadens — in Überlingen allein soll er über

eine halbe Million Gulden betragen haben — hat der Appell nicht übermäßig viel geholfen. Immerhin gingen aber bis zum Februar 1791 doch 22690 fl. ein, die im Verhältnis zu den jeweiligen Verlusten unter die einzelnen Haushalte verteilt wurden und zur Linderung der ärgsten Not beitragen konnten. Zu den Spendern gehörten die fernen Hansestädte Bremen und Lübeck ebenso wie entlegene Klöster in Bayern, die Erzbischöfe von Köln und Trier, weltliche Herren wie der Herzog von Württemberg, Reichsstädte wie Ulm und Reutlingen und Privatleute aus Deutschland und der Schweiz. Überaus großzügig waren die Stifter und Klöster rund um den See: Allein der Bischof von Konstanz überwies 500 Gulden, gefolgt vom Abt von St. Gallen und anderen. Auch dem Heiliggeist-Spital in Konstanz dürfte für seinen betroffenen Ort Hödingen einiges zugeflossen sein, wieviel genau, kann hier allerdings nicht gesagt werden.

Gleichwohl blieben die Verunglückten in erster Linie auf ihre eigene Kraft angewiesen und benötigten für die Behebung der Schäden oft Jahre. Womit im übrigen überdeutlich wird, welche enormen Sicherungssysteme das späte 19. und das 20. Jahrhundert für den einzelnen, der unverschuldet in Not geriet, geschaffen hat.

Nachfolgend der Text, dem nichts hinzuzufügen ist:

Darstellung

der verheerenden Uiberschwemmung,
welche am Abend den 29ten März 1790 die Reichsstadt

Uiberlingen

und die umliegende Gegend traf.

Menschenfreunden jedes Standes gewiedmet.

Verlegt von Joh. Heinrich Waser in Konstanz, Nro. 246.

und gedruckt bey Martin Wagner.

Die nachstehende Schilderung war eigentlich für die allgemeine politische Zeitung in Konstanz bestimmt, aber zu ausgedehnt war sie für den engen Raum jenes Blattes. Ich lasse sie also besonders abdrucken, damit sie in einem weiteren Kreise bekannt und vielleicht eine Quelle der Hülfe für die Unglücklichen werde, deren Hoffnung für Jahre hin Eine fürchterliche Stunde zerstörte.

Der 29 May war einer der schönsten aber schwülesten Tage; gegen Abend stiegen Gewitterwolken auf, die sich, von abwechselnden Winden eine Zeitlang hin und her getrieben, endlich sammelten, um Schrecken und Verheerung über eine weite Strecke Schwabens zu bringen. Nach sieben Uhr wüthete das Gewitter in seiner ganzen fürchterlichen Kraft, der Horizont schien eine Flamme zu seyn, und ununterbrochen rollte der Donner. Mehrere Gewitter waren zusammengestoßen. Um halb acht Uhr stürzte der Regen stromweise, einem Wolkenbruch ähnlich, über Ueberlingen und die umliegende Gegend herab, aber bald verwandelten die Regengüsse, als der Nordwind dazwischen kam, sich in einen Hagel, der einige Minuten lang anhielt. Es regnete wieder, aber nach einem kleinen Zwischenraum, fielen aufs neue Schlossen, zum Theil in der Grösse der Baumnüsse und zwar mit der fürchterlichsten Gewalt und in anhaltender Dauer! Zerstört war aller Segen des Feldes. Ueberlingens Bewohner nähren sich größtentheils vom Wein, und Ackerbau. Selbst die ärmsten Bürger besitzen eintge Grundstücke. Die Weinberge versprechen einen reichen Herbst, welcher für den Mistwachs im vorliegenden Jahre entschädigen würde, und auch einer fruchtbaren Aernde sah man entgegen. Das Obst schien ebenfalls zu gedeihen. So war es noch am Abend des 29 May's, aber wie ganz anders am Morgen des dreißigsten! Die Früchte des Feldes waren niedergeschlagen, kaum konnte man aus den zermalmtten Halmen noch die Gattungen der Früchte erkennen, entblättert, die junge Trauben, und das frische Holz abgeschlagen standen, die Reben da. Das Wasser hatte zum Theil die Erde von den Wurzeln, hie und da selbst die Stämme weggespült. Das Gras in den Wiesen und Gärten ist durch den Hagel entweder zerschlagen, oder mit Kies und Schlamm bedeckt, die schöne, mit Bäumen bepflanzte Allment, die Reisende oft Deutschlands grossen Baumgarten nannten, ist verheert, das junge Obst herabgeschlagen, der Boden mit Sand und Steinen überschwemmt, und die Bäume sind hier wie an anderen Orten theils entwurzelt, theils so beschädiget, daß sie viele

leicht nie wieder sich erhohlen werden. Gleiche Verheerung erblickt man in den Gemüsegärten. Kurz nicht Ein Nahrungszweig der guten Stadt blieb unverfehrt! Da das Gras dahin ist, so muß die Viehzucht vermindert werden, vielleicht erst in drey bis vier Jahren kann man wieder Weinwachs hoffen, darben muß die ärmere Klasse des Volkes zu einer Zeit, wo dreyfache Arbeit ihr Loos, und der Lohn der Mühe so ferne ist! Doch — nur der Anfang des schrecklichen Trauerspiels war dieß. Selbst der Stadt drohete ein naher Untergang! Sie liegt am Abhang einer Bergrenne. Ein Graben, der das kleine Abwasser der Mühlen in den Bodensee leitet, trennt sie von der gegen Abend liegenden Vorstadt. Die oberen Vorstädte sind an einer zum Theil felsigten Höhe gegen Mitternacht angebaut, in Schanzen eingeschlossen, und von dem Stadtgraben umgeben. Aus dem sogenannten Wissthor, welches gegen Morgen liegt, geht die Landstrasse über eine Brücke und die sehr gängbare Steige hin. Gleich vor diesem Thore erstreckt sich bis zum Gottesacker eine lange, reizende Ebene, mit Gärten eingefast und mit Bäumen bepflanzt. Durch diese fließt ein Bach, welcher aus den Gebürgen kömmt und in die Mühlkanäle und Graben sich eintheilt, über welchen die Wasserleitungen zu den Brunnen hinlaufen. Auf der ebengedachten Ebene liegt der Stadtzimmerplatz, mit einer Hütte, und einem sehr großen Holzvorrath. Der Hauptgraben der Stadt auf dieser Seite war seit der Uberschwemmung im Jahr 1750. mit Brustmauern u. versehen. Ob dem Baarfüßer Kloster steht eine kleine hölzerne gedeckte Brücke, auf der Seite eine Schleifmühle und eine Schmiede; neben dem Baarfüßer Thor aber die große, hochgewölbte steinerne Brücke, und an derselben hängt die geräumige auf Pfeilern ruhende Gärberrey, mit Werkstätte und Wohnung versehen.

Weiter hinab, gegen dem See zu, nah am Christophs Thor liegt eine gewölbte steinerne Brücke, und weiter unten, am Schlachthor eine andere. Unter dem Schlachthaus zieht der Abfluß des Wassers sich in den Bodensee. Nahe dabey ist ein öffentlicher Platz, der Steckenmarkt genannt, das Kalchhaus, neben welchem die Baumaterialien aufbewahrt werden. Die Stadtmauer dicht am See dehnt sich um die ganze Länge der Vorstädte aus.

So war das Lokale eines Theils der Reichsstadt Überlingen, aber so ist es nicht mehr! Stromweise stürzte die Wasserfluth herab von den nahen Gebirgen

bürge, und wälzte schon Bäume, Stauden, Steine, Kieß und Schlamm mit sich fort. Auf dem Zimmerplatz hatte das Gewässer sich gesammelt, die Hütte, das Bauholz, die Brücke am Wiefthor, die Schleifmühle, die Schwiemede weggespült, in den Stadtgraben einige Klafter tiefe Furchen gerissen und endlich an der gedeckten hölzernen Brücke bey dem Haarfüsser Kloster sich geschwellt, dann über das Dach derselben einen Weg sich gebahnt, die Wasserleitungen zerrissen, und mit den Fluthen, welche von den Schanzen herabströmten, sich vereint. Die Gärberrey stürzte ein, wenige Minuten nach dem die Bewohner derselben mit Zurücklassung all ihr Haabe auf die große Brücke sich gerettet hatten. Die Brücken bey dem Christophs und Schlachthor wurden losgerissen, das Schlachthaus selbst sank und drohte einzustürzen, an den Thoren aber ward durch das hergestöbte Holz und die Trümmer der verheerten Gebäude der Ausfluß gehemmt und mehr als dreißig Gebäude des niedern Theils der Stadt, so wie die ganze Vorstadt unter Wasser gesetzt. Beynahe 16 Schuh hoch stand die Flut in den Gassen. Nur der höhere Theil der Stadt blieb verschont. Fürchterlich war der Jammer in der Vorstadt. Die Nacht, der Sturm, die Blize, die wie ein Feuerregen mit den Schlossen und Wassergüssen herabzustürzen schienen, die Furcht vor noch drohenderer Gefahr vermehrten das Unglück. Schrecklich war das Wimmern, das Geheul um Hülfe, wo Niemand helfen, jeder kaum an seine eigene Rettung denken konnte. Man brach hie und da Niegelwände durch, um unter vereintem Gebeth den Tod zu erwarten, streckte Laternen aus, jammerte, flehte, schrie, man nahm Abschied von einander bis auf's Wiedersehen jenseits des Grabes, jeder sah den Tod, Niemand Rettung voraus. Menschen und Vieh flohen zu die höchsten Theile der Häuser. Jetzt bahnte der Strom sich einen Ausweg, riß einen Theil der Vormauer an der Kirche der Kapuziner, eine Strecke der Stadtmauer ein, und spülte die Wohnung des Zeugwarts in den See. Vier Personen fanden ihr Grab hier, und in den niederliegenden sogenannten Fischerhäusern kamen 12 Stück Vieh um. Um Mitternacht ward der Himmel ruhiger, aber nicht das angstvolle Herz der Einwohner Ueberlingens.

Fürchterlich war der Anblick der Stadt am folgenden Morgen: Ueberall Zerföhrung und Trümmer von eingestürzten Gebäuden, Brücken, Mauern-

Das Christophsthor und das Schlachthor waren verammelt von Schlamm und Ruinen und Gehölze. Schutt und Sand und Morast und Schloßen lagen mehrere Schuhe hoch in den Gassen aufgethürmt. Ueber alle Beschreibung war der Jammer. Viele haben ihr Vieh, einen Theil ihrer Haabe durch die Verwüstung verloren! Mehrere Kaufmannsgewölber waren angefüllt, die Kirche der Bäter Kapuziner, ihr Garten überschwemmt mit Schlamm. So im Innern der Stadt, aber nun von außen! Obst, Gartenmüße, Feldfrüchte, Neben, Alles dahin! Gärten und Wiesen und Aecker überschwemmt, in Steinhäufen oder ausgeschöhlte Gräben umgewandelt, und für Jahrelang ohne Hoffnung eines Ersatzes verloren. Unübersehbar ist das Unglück. Der Schaden an öffentlichen Gebäuden, Thoren, Stadtmauern und Straßen wird auf 100,000 fl. geschätzt, und nicht übertrieben ist es, wenn man den Schaden der einzelnen Bürger auf eine halbe Million anschlägt! Und nun die gegenwärtige Theuerung, der Weinmischwachs des vorigen Jahres — Wer kann ohne Thränen des Mitleids in ihrem ganzen Umfang diese Szene der Zerstörung sich denken, die auf mehrere Stunden im Umkreis sich ausgedehnt hatte? Die Dörfer Aulfkirch, Luogen, Nufsdorf, Bermatingen ic. litten ebenfalls fürchterlich durch Hagel und Ueberschwemmung. Zu Sipplingen lösten die Wassergüsse ganze Rebberge ab, und ein nackter Fels ragt da hervor, wo So einst standen. Das kleine, dem Konstanzischen Hospital zugehörige Dorf Hedingen, etwa 60 Häuser stark, von armen; aber thätigen, unermüdeten Menschen bewohnt, litt ebenfalls gewaltig, und schrecklich ist das Elend der Armen, deren einzige Hoffnung der nun verheerte Feldsegen war. In dem Dorfe Goldbach ward das Borgebäude und der Garten der Mühle weggeschwemmt und in den Bodensee gestürzt, und in dem Hofe des Konstanzischen Hospitals starb ein Knecht und eine Mag in den Fluten, welche beynahе klasterthoch hereinstürzten, und 6 Stück Vieh tödteten. Ein Knecht rettete sich noch aus dem Stalle, ward aber von der Flut weggeschwemmt, bis er in ziemlicher Entfernung an einer Staude sich halten und so der Gefahr des Todes entfliehen konnte. Der Mayer des Hospitalamts, nichts als den Umsturz des Hauses erwartend, hatte mit seinen Hausgenossen auf die Knie sich niedergeworfen; fest umschlungen hielten sich alle, um miteinander sterben zu können. Stundenlang dauerte die Todesangst. Erst um Mitternacht war sie vorüber! Der Schaden auf dem Hofe wird auf 25000 fl. geschätzt. Aus dieser Summe läßt der Umfang der Zerstörung sich denken!

Dieß, menschenfreundliche Leser, ist die ächte Geschichte eines Unglücks, das mehrere Tausende in ein tiefes, namenloses Elend stürzte, eine der blühendsten Gegenden Schwabens zur Wüste, und manchen wohlhabenden Mann zum Hülf bedürftigen Armen machte. Mit Vorbedacht schilderte ich die Szenen der Verwüstung kalt und trocken! Denn zu groß ist mein Vertrauen in Euer edle Denkart, Menschen und Christen, als daß ich glauben sollte, es bedürfe rednerscher Uebertreibung, Euer Herz zu rühren, und — was für die Richtigkeit dieses Berichtes bürgt, ist, daß ich ihn durchaus Augenzeugen, Männern entschiedenen Verdienstes, öffentlichen, obrigkeitlichen Personen nachzähle.

Wer, Schwabens und Helvetiens und überhaupt Deutschlands biedere Bewohner, wer wird nicht gerne eines Vergnügens, einer Bequemlichkeit, selbst eines Bedürfnisses sich berauben, um das Elend seiner Menschenbrüder zu mildern, auf denen so schwer die Hand des Ewigen liegt!

Jeder edle Mann öffentlichen Ansehens in diesen Gegenden wird mit Vergnügen wohlthätige Beiträge für Überlingen und das löbl. Spitalamt in Konstanz namentlich für die Unglücklichen, dreyfach armen Bewohner in Bedingen annehmen.

Die Sache spricht. Ich schweige.





Hochzeit in Schutterwald

Foto: E. v. Pagenhardt, Baden-Baden

Das Festungs- und Waffengeschichtliche Museum der Stadt Philippsburg

Helmut Brutsche, Fotos Horst Tiwlf Philippsburg



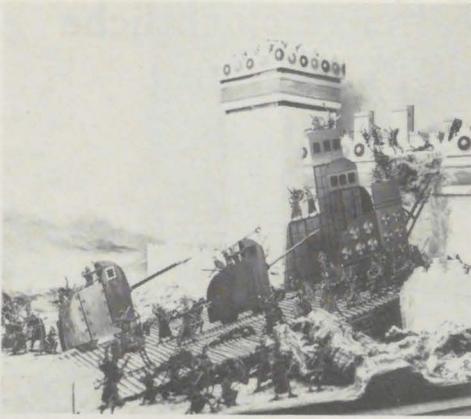
Das Festungs- und Waffengeschichtliche Museum: Ansicht vom Kirchplatz

Philippsburg, heute eine blühende Provinzstadt, unweit von Bruchsal und Speyer in der weiten Ebene des Oberrheines gelegen und durch das Kernkraftwerk in den Auwäldern am Stromufer neuerdings besonders bekannt, blickt auf eine höchst bewegte Geschichte zurück.

Fast zwei Jahrhunderte lang (1615—1801) spielte es als Feste und Reichsfestung in der europäischen Politik eine bedeutsame Rolle. In der Weltgeschichte bekannte Herrscher und Heerführer dieser Zeit gaben sich in und vor Philippsburg ein Stelldichein. Bei der

1801 durch Napoleon I. angeordneten Schleifung wurden leider alle Schanzen und Wälle eingeebnet, das Schloß, die Stadttore und Kasernen wurden abgerissen. Nur noch die Namen von Straßen, Plätzen und Gewannen zeugen heute von der alten Zeit. Das neue Museum aber soll der jetzigen Generation die buntbewegte Geschichte Alt-Philippsburgs anschaulich vor Augen führen.

Das ehemalige Justizgebäude, in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im italienischen Renaissancestil erbaut, ist das Domizil des Museums. Das viergeschossige ehe-



Zinnfiguren-Diorama „Angriff auf eine befestigte Stadt in Mesopotamien“, 9.–7. Jb. vor Christi

Fürstbischof Philipp Christoph von Sötern, Erbauer der Festung, der 1623 der Stadt (früher Udenheim) seinen Namen gab



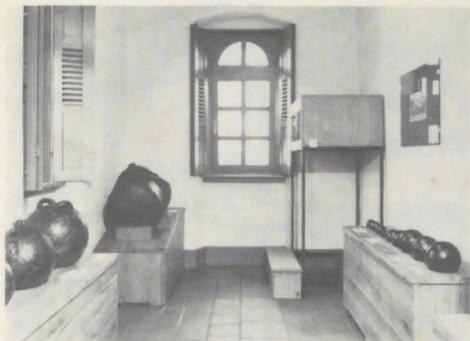
malige Gefängnis, das nur bis zum Jahre 1920 seinem ursprünglichen Zweck diente, wurde nach dieser Zeit verschiedentlich zu Wohn- und Lagerzwecken genutzt und verfiel nach dem Zweiten Weltkrieg immer mehr, so daß der Gedanke aufkam, das Gebäude abzureißen, einzuebnen und Parkplätze zu schaffen. Dieses Vorhaben konnte glücklicherweise durch die Initiative von Herrn Bürgermeister Dürrschnabel, dem Gemeinderat und der die Geschichte bewahrenden Vereine „Club Rheingraf von Salm“ und „Heimat- und Gewerbeverein“ verhindert werden. Durch eine erste Spende des Ehrenbürgers und großen Gönners der Stadt Philippsburg, Herrn Senator Dr. Burda, war es dann möglich, mit den ersten Aufräumungs- und Erhaltungsarbeiten zu beginnen. Nach Einschaltung des Landesamtes für Denkmalschutz und einer Bezuschussung durch diese Behörde war es dann 1975 möglich, mit den Renovierungsarbeiten zu beginnen. Nach Abschluß der Bauarbeiten im Frühjahr 1980 konnte nun mit der Einrichtung des Museums begonnen werden. Am 27. September 1980 wurde das Museum eröffnet.

Entsprechend den geschichtlichen Gegebenheiten, den eigenen Beständen der Stadt, sowie einer eingebrachten privaten Waffensammlung, komplettiert durch Leihgaben der völkerkundlichen Sammlungen der Stadt Mannheim im Reiss-Museum, ist das Museum unter dem Thema „Festungs- und Waffengeschichte“ gestaltet.

Das Museum umfaßt drei Abteilungen:

1. Die geschichtliche Entwicklung des Festungswesens von der Antike bis zur Neuzeit

Im Untergeschoß wird dem interessierten Besucher mittels Zinnfigurendioramen ein Einblick gegeben in die Entwicklung der Festungs- und Belagerungstaktik, mit ihren Waffen und Geräten, über fast vier Jahrtausende. Beginnend mit den Wehrbauten der Hochkulturen der Antike führt der Weg



Mörser, Mörserbomben und Kanonenkugeln sowie Stiche von der französischen Belagerung von 1734

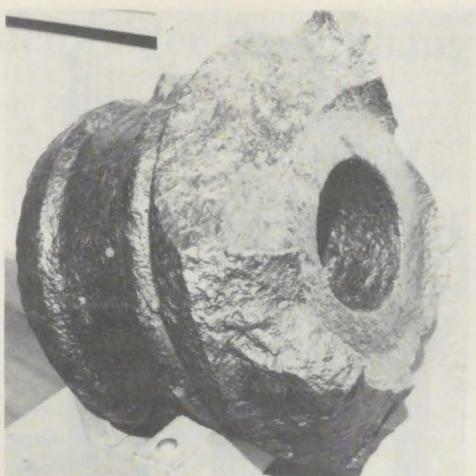
über den keltischen Wall, den Limes und das römische Kastell, den verschiedenen Befestigungsarten des Früh- und Hochmittelalters, zur Neuzeit und endet mit einem Schnitt durch ein Bunkersystem des Westwalls. Diese Dioramen sind gestaltet von Sammlerfreunden der Gruppe Kurpfalz in der KLIO. Tonbänder und Beschriftungen erläutern die dargestellten Ereignisse.

2. Stadt und Reichsfestung Philippsburg in der Zeit von 1615—1801

Im Erdgeschoß werden in sechs Räumen, ausgehend von der Verleihung der Stadtrechte und Umbenennung Udenheims in Philippsburg, die Geschehnisse der Stadt und ihrer Bürger in der in der europäischen Geschichte relevanten Zeit veranschaulicht. Neben der umfangreichen und wertvollen Sammlung von Stichen aus dem Besitz der Stadt werden Archivalien, Siegel, Münzen und Geräte das wechselvolle Schicksal dokumentieren.

3. Waffengeschichtliche Sammlung des 16. bis 19. Jahrhunderts

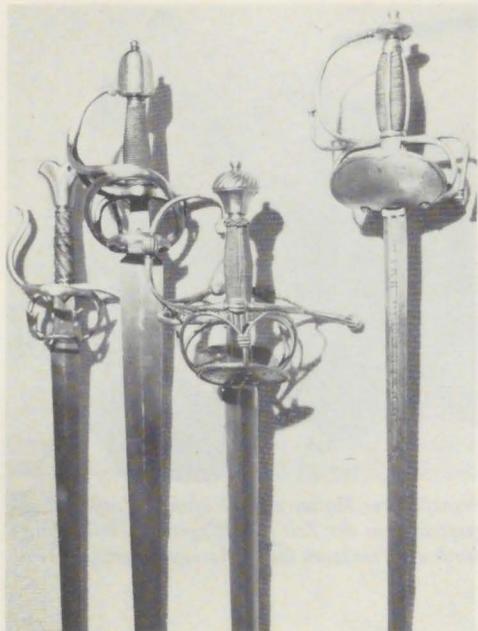
Das Obergeschoß bietet dem Freund und Liebhaber der historischen Waffenkunde wertvolles und reichhaltiges Anschauungsmaterial. In einem im Stil einer Wachstube des 19. Jahrhunderts gestalteten Raum fin-



Französischer Mörser zu 150 Pfund, Wurfkessel abg gesprengt aus der Zeit der Belagerung Philippsburgs durch die Franzosen unter Marschall Berwick, 1734



Husarenwachstube des 19. Jahrhunderts



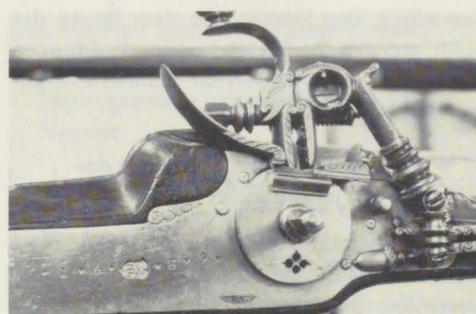
Degen, 2. Hälfte 16. bis Ende 17. Jahrhundert



Kostbare Jagdgewehre und Büchsen, 17.—19. Jh.



Helm für Mannschaften des preußischen Regiments Garde du Corps, Modell 1867 (mit Paradeadler)



Schloßdetail eines Radschloßgewehres von 1689 mit Meistermarke

den sich vier komplette Uniformensembles von Husarenoffizieren der Zeit von 1812—1914. Weitere 4 Räume sind den Disziplinen der Waffenkunde, Schutz-, Fern-, Stangen-, Hieb- und Stichwaffen gewidmet. Hier kann der interessierte Besucher anhand von über 300 Exponaten den Werdegang der geschichtlichen Entwicklung der einzelnen Waffenarten vom 16. bis 19. Jahrhundert verfolgen. Allgemein instructive Texte und eine exakte Beschriftung der einzelnen Exponate werden dabei wertvolle Hilfe leisten.

Die Museumsstraße Odenwälder Bauernhaus

Wolfgang Lerner, Walldürn

„Es wird die Zeit kommen, in der wir mit all unserem Geld das nicht kaufen können, was wir heute noch sehen“

(Arthur Hazeluis)

1. Der „Förderverein Odenwälder Bauernhaus“

Groß ist die Bedrohung, die alte bäuerliche Anwesen erfahren. Ihrer Funktion verlustig sind sie vom Abriß bedroht oder dem Verfall preisgegeben. Obwohl man sich aus historischen oder ästhetischen Gesichtspunkten die Erhaltung all dieser Dinge wünscht, können auch Gründe geltend gemacht werden, die der Erhaltung dieser Baulichkeiten widersprechen. Solche Überlegungen waren Ausgangspunkt und Anlaß auch für den badischen Odenwald eine überregionale Vereinigung zu wünschen, die über Gemeindegrenzen hinaus zentral den Gedanken an das kulturelle Erbe fördert und mögliche Bestrebungen koordinieren hilft.

So entstand am 20. Oktober 1980 auf Initiative des Landtagsabgeordneten Manfred Pfaus (Buchen-Hettingen) und des Forstdirektors Herbert Müller (Walldürn) der „Förderverein Odenwälder Bauernhaus.“

In Zusammenarbeit mit der Stadt Walldürn und deren Bürgermeister Robert Hollerbach wurde das Projekt der Museumsstraße „Odenwälder Bauernhaus“ realisiert. Das Vorhaben fand einen weiten Widerhall und wird unterstützt durch die Vertreter des Regierungspräsidiums Karlsruhe und der Oberfinanzdirektion Karlsruhe, durch Vertreter der Forstverwaltung des Naturparks Neckartal-Odenwald, der Landwirtschaftsverwaltung, der Denkmalpflege, des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, der Kreisbauern-

verbände, der Fremdenverkehrsverbände, der „Badischen Heimat“ und des Breubergbundes sowie des Verbandes der Odenwälder Museen und Sammlungen.

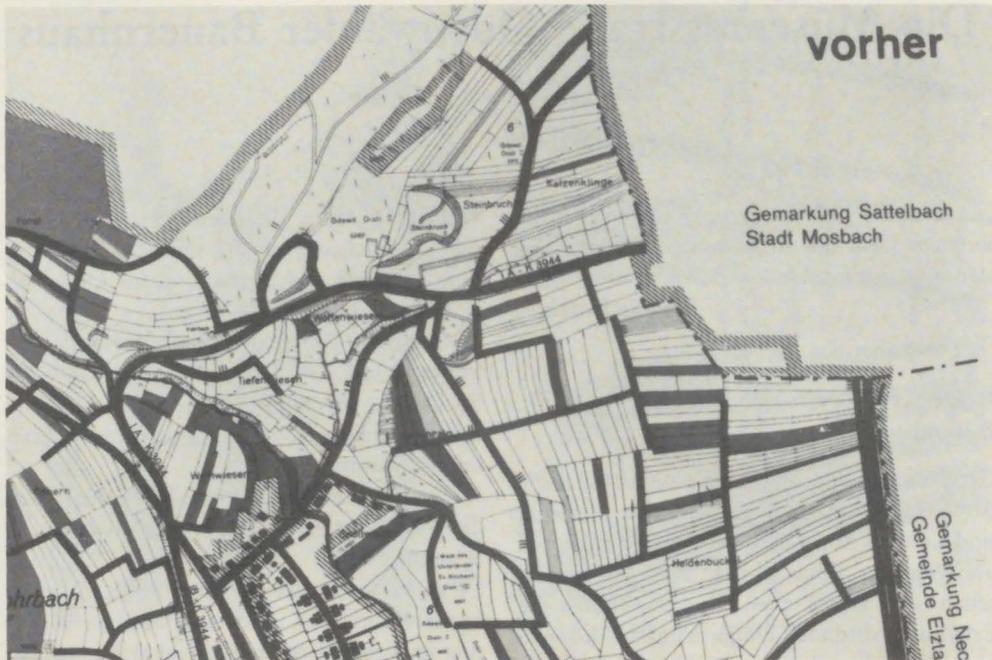
Aufgaben und Ziele des Vereins sind die Dokumentation der Sozialgeschichte und der Sachkultur der ländlich-bäuerlichen Gemeinschaften im Bereich des Naturparks Neckartal-Odenwald.

In Gestalt der Museumsstraße eröffnet sich die Möglichkeit, vor Ort das dynamische Spannungsfeld zwischen den Begriffen „Wandel der Natur — kulturelles Erbe“ unter konservatorischen und didaktischen Kriterien zu visualisieren und erlebbar zu machen und parallel zu diesen Gedanken Kultur- und Denkmalpflege zu betreiben. Das Bestreben des Vereins — die Darstellung bäuerlichen Lebens früher und heute soll in der Umwelt konkretisiert werden; dieses Vorhaben beinhaltet Vergleiche mit modernen bäuerlichen Betrieben, die Dokumentation der Stadt- und Landentwicklung und die Entwicklung der Feldwirtschaft.

Ob man zu Fuß oder mit dem Auto unterwegs ist, der Kulturraum badischer Odenwald soll in seiner gesamten historischen und sozialen Entwicklung erfahrbar und damit auch zum anspruchsvollen Hintergrund für den Individualtourismus werden. Die Pausen zwischen den einzelnen Besichtigungspunkten an der Museumsstraße lassen ausreichend Zeit, das Erlebte zu verarbeiten und geben dem Besucher die Möglichkeit, Verbindungslinien von der Vergangenheit zur Gegenwart zu ziehen.

2. Idee und Konzept

Natur und Kultur sind für die Museumsstraße eine untrennbare Einheit. Nur in die-



Flurformen vor ...

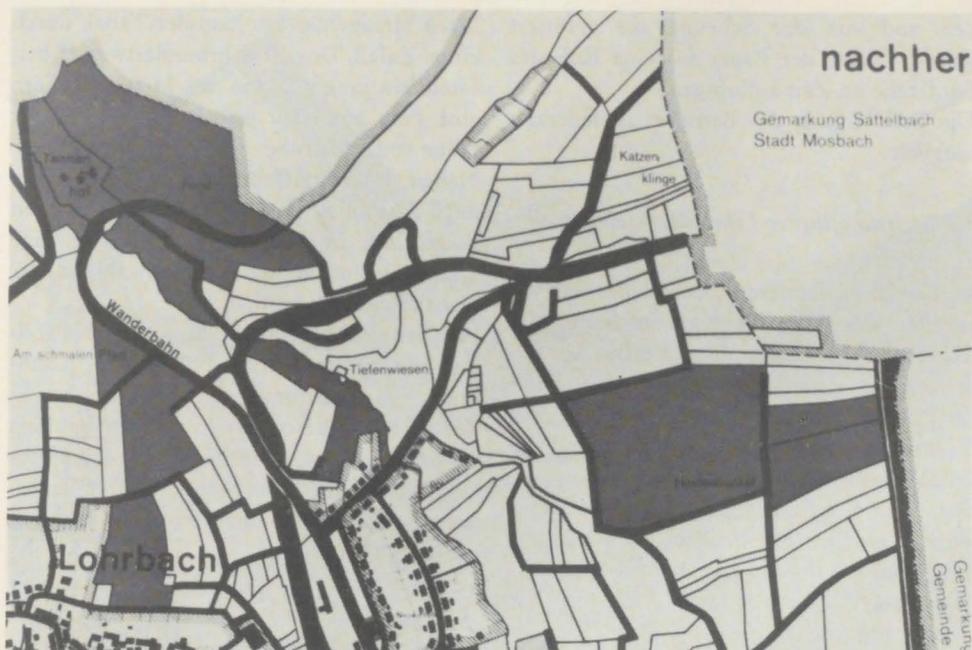
ser gegenseitigen Bedingtheit ist auch der Kulturraum badischer Odenwald verstehbar, und unter dem Leitgedanken Forschung, Erhaltung und Bildung werden die Denkmale der Natur und Kultur zu Interpretationsmöglichkeiten der Lebenszusammenhänge. Die 14 Schwerpunktthemen an den insgesamt 10 Besuchspunkten zwischen Walldürn und Mosbach stellen das Resultat einer ersten Ausbaustufe dar; in ihrer endgültigen Verwirklichung soll die Museumsstraße einmal das gesamte badische Frankenland im Neckar-Odenwald-Kreis umfassen. Dem Bewohner soll dies ein Hilfsmittel zum Erkennen und Begreifen seiner Heimat sein, dem Besucher wird das Kennenlernen der Region als ein Ausdruck seiner Identität erleichtert. Die Museumsstraße will ländliche Kulturdenkmale an Ort und Stelle bewahren und erfahrbar machen. Nicht immer kann diese klassische Lösung konservatorischer Arbeit

— nämlich die Erhaltung in situ — verwirklicht werden. So besteht folgerichtig ein langfristiger Plan des „Fördervereins Odenwälder Bauernhaus“ in der Errichtung und Einbindung eines Freilichtmuseums in den Verlauf der Museumsstraße. Das Freilichtmuseum wird einmal die Möglichkeit weisen, exemplarisch Baudenkmale der ländlichen, vorindustriellen Architektur aus dem Neckar-Odenwald-Kreis aufzunehmen und mit der dazugehörigen Einrichtung zu präsentieren.

3. Themen der Museumsstraße

Landwirtschaft

Die Landschaft des Odenwaldes ist eine Hochfläche, deren Aussehen vor allem durch die Vieh- und Waldwirtschaft geprägt wird. Die Form der Viehwirtschaft erfuhr auch im Odenwald bis in die Gegenwart einschnei-



... und nach der Flurbereinigung. Das beschleunigte Zusammenlegungsverfahren verändert nicht die Landschaft, sondern schafft innerhalb eines bestehenden Wegesystems größere Flurstücke

dende Veränderungen: von der herkömmlichen Sommer- und Winterhaltung bis zur ganzjährigen Stallhaltung im modernen Viehnutzungsbetrieb.

Weidewirtschaft — Haltepunkt: Rumpfen

Wo es die Hofnähe der Weideflächen und der Straßenverkehr zulassen, findet man wie in Rumpfen auch heute noch eine intensive Weidewirtschaft.

Die arbeitswirtschaftlichen Vorteile der Weiden — Füttern und Misten entfällt — und gesteigerte Erträge durch Düngung und Pflege lassen den Weidebetrieb attraktiv erscheinen. Bis ins 19. Jahrhundert war der Weidebetrieb die übliche Form der Rinderhaltung im Odenwald. Die Weiden wurden gemeinwirtschaftlich genutzt, niemand hatte Interesse an der Pflege, und die Erträge blieben gering. Als man begann, die brach liegenden Flächen mit dem Anbau von Klee, Luzernen

und Rüben zu nutzen, wurde auch die Sommerstallhaltung möglich und die Rinder- und Milchwirtschaft unabhängig von den äußeren Gegebenheiten.

Moderner Milchviehbetrieb — Haltepunkt: Glashofen-Neusaß, Hof Hennig

Im Betrieb der Familie Hennig werden 50 Milchkühe und 92 Rinder der Rasse „Schwarzbunte“ gehalten. Die Tiere sind in einem Boxenstall untergebracht, so daß sie sich frei im Stall bewegen können. Die durchschnittliche Milchleistung je Kuh liegt im Jahr bei 6700 Liter, die Spitzenkuh erzielt über 10000 Liter Milch. Die Arbeitszeit, die für jede Kuh täglich aufzuwenden ist, beträgt im Boxenlaufstall (automatisiertes Entmistungsverfahren, befahrbarer Futtertisch, zeitsparendes Melken) 6 Minuten; bei der herkömmlichen Tierhaltung, wo mit Gabel und Schubkarren gemistet, von Hand gemol-

ken und von der Scheune aus gefüttert wurde, mußte der Bauer für eine Kuh das Fünffache an Zeit aufbringen. Die Besichtigung des Betriebes ist jederzeit möglich.

Landwirtschaftlicher Lehrpfad — Haltepunkt: Hornbach

Im Gebiet des hinteren Odenwaldes war wie in allen ländlichen Dorfgemeinschaften das Leben der Menschen geprägt von der existenziellen Abhängigkeit von der Ernte. Bis ins 19. Jahrhundert waren zu viel Regen oder Trockenheit und Krankheitsbefall der Feldfrüchte verantwortlich für Hungersnöte, Inflation und Arbeitslosigkeit; oftmals sahen diese Menschen nur noch in der Abwanderung eine Lösung ihrer Probleme.

Dabei zeigt sich der hintere Odenwald nicht gerade begünstigt von der Natur. Über ein Drittel der landwirtschaftlichen Nutzfläche kann nur als Wiese verwendet werden, die Höhenlage, die niedrige Durchschnittstemperatur von unter 8° C und der nährstoffarme Buntsandsteinboden lassen nur den Anbau von Klee und Gräsern zu.

Der hintere Odenwald wurde um die Jahrtausendwende besiedelt. Die ersten Felder entstanden durch Rodung, und das Land wurde zunächst durch eine unregelmäßige Feld- und Waldwirtschaft genutzt. Später setzte sich auch hier die übliche Dreifelderwirtschaft durch, die aber den Nachteil hatte, daß das Feld im dritten Jahr nach dem Anbau von Winter- und Sommergetreide brach liegen mußte.

Der landwirtschaftliche Lehrpfad will über die Entwicklung des Pflanzenanbaus informieren und einen Überblick ermöglichen.

Tabakanbau — Haltepunkt: Hettigen

Eine Sonderform der Landwirtschaft des badischen Odenwaldes — der Tabakanbau — soll durch die Information über die damit verbundenen Arbeitsvorgänge dokumentiert werden.

Nach Hettigenbeuern kam der Tabak durch einen Zufall. Um die Jahrhundertwende heiratete ein junger Mann aus Hettigenbeuern eine Frau aus einer Tabakgemeinde in der Nähe von Karlsruhe.

Neben der Mitgift brachte die junge Frau auch Kenntnisse im Tabakanbau mit und seit dieser Zeit ist Hettigenbeuern die einzige Gemeinde im badischen Odenwald, in der Tabak angebaut wird.

Am Beispiel des Tabaks kann man nachvollziehen, wie veränderte Formen der Landwirtschaft Änderungen an der Bausubstanz hervorrufen. Besondere Scheunen mußten errichtet werden, denn die Tabakpflanze benötigt nach der Ernte während ihrer Lager- und Reifezeit besonders trockene und zugleich luftige Räume.

Siedlungsformen

Das Erscheinungsbild des Odenwaldes entstand zu einem gewichtigen Teil durch Rodung, noch heute sieht man die daraus abgeleiteten Flur- und Siedlungsformen.

Siedlung und Flur — Haltepunkt: Glashofen-Neusaß, Hof Hennig

Im Gegensatz zu den umliegenden Ortschaften gab es in Neusaß keine Zerstückelung der Anwesen durch die Erbteilung (Realteilung), sondern die Höfe wurden geschlossen (Anerbenrecht) vererbt. Diese besonderen rechtlichen Verhältnisse lassen den Schluß zu, daß die Besitzverhältnisse längere Zeit zurückverfolgt werden können, möglicherweise sogar Aufschluß über die Art der Besiedlung geben.

Wie die ganze Umgebung, so wurde auch das Gebiet um Neusaß im 11. und 12. Jahrhundert von Amorbach aus besiedelt. Von der Anlage her ist Neusaß ein Waldhufendorf, d. h., die Grundstücke erstrecken sich in langen Streifen unmittelbar an den Hof.

Die Größe der Grundstücke liegt in einer Ausdehnung von 1,5 Kilometer Länge bei einer Breite zwischen 100 und 200 Metern.



Küferei in Gattersdorf. Wohn- und Stallgebäude, im Vordergrund das Holzlager

Natürlich ist diese Idealform heute nicht mehr vollständig erhalten, zumal in späterer Zeit ein zusätzliches Rodungsgebiet gewonnen wurde, an dem jeder Hof mit 1 oder 2 Gebieten seinen Anteil hat.

Flurformen vor und nach der Flurbereinigung — Haltepunkt: Lohrbach

Wirtschaftlich geprägt wurde Lohrbach durch die Land- und Forstwirtschaft, durch Rodungen wurde die landwirtschaftliche Nutzfläche im Laufe der Jahrhunderte vergrößert.

Zerkleinert und zersplittert hingegen wurden die Flurstücke; eine Folge der hier üblichen Erbteilung. Die Bewirtschaftung wurde so immer umständlicher, arbeits- und zeitaufwendiger.

Zwischen 1976 und 1983 führte das Landwirtschaftsamt Buchen in Zusammenarbeit

mit der deutschen Bauernsiedlung, der Gesellschaft für Landentwicklung und der Teilnehmergeinschaft eine Flurbereinigung durch. Als Verfahrensart wählte man das „Beschleunigte Zusammenlegungsverfahren“, bei dem das vorhandene Wege- und Grabennetz im wesentlichen in alter Form erhalten blieb. Die neuen Flurstücke setzen sich aus mehreren alten Grundstücken zusammen, ohne daß eine Neumessung durchgeführt wird.

Landhandwerk — Haltepunkt: Gattersdorf

Das Handwerk auf dem Lande war vor allem ein Dienstleistungsgewerbe für die Landwirtschaft. Da der Handwerker aber nicht ausschließlich von seiner Tätigkeit leben konnte, arbeitete er oft nur im Nebenerwerb bzw. saisonal, sein Haupterwerb war die Landwirtschaft. Erst als später auch im Arbeitsbe-



Taglöhnerhaus in Limbach. Soziale Wirklichkeit im 19. Jahrhundert

reich der Bauern eine Spezialisierung einsetzte und der Bauer nicht mehr Selbstversorger sein konnte, siedelten sich vermehrt kleinere Gewerbetreibende an.

Die Kuferei Link steht stellvertretend für den Bereich des ländlichen Handwerks und zeigt auch in ihrer heutigen Gestalt die wirtschaftliche Lage des Handwerkers auf dem Lande. Die vielfältige Spezialisierung der Handwerksberufe in den Städten war zu keiner Zeit auf das Land übertragbar.

Die meisten Landhandwerker waren Bauern und als die Konkurrenzfähigkeit ihrer Produkte durch das Vordringen billiger Industrieware verloren ging, oft zur Aufgabe ihrer Tätigkeit gezwungen.

Im Falle des Küfers ist die Situation etwas anders, da er sich zusätzlich auf die Kelterei und Brennerei verlegte. Die Übernahme der Posthalterstelle gewährt ihm zudem eine weitere berufliche Sicherheit im Staatsdienst.

Hausbau

Die im Odenwald ansässigen Bauern und Handwerker lebten und arbeiteten in einer Form des Hauses, bei welchem Wohnen und Wirtschaften unter einem Dach stattfand und der hier gerne noch als „Odenwälder Einhaus“ bezeichnet wird. Dieses Haus ist traufseitig aufgeschlossen, im Massiv- oder Fachwerkbau erstellt und abhängig vom Gelände oder der Wirtschaftssituation der Bewohner oftmals gestelzt, d. h., unterhalb des Wohnraumes und ebenerdig befindet sich der Stall. Die Eingangstüre ist nur durch eine außen angebaute Treppe zu erreichen.

Landschaftsprägend wie die Landwirtschaft ist auch die seit dem 19. Jahrhundert übliche Bauweise in Stein. Aus dem hier gebrochenen Buntsandstein wurden nun die Häuser vermehrt in Massivbauweise errichtet, welche die Fachwerkbauten nach und nach — je nach Wohlstand des Bauern — ablöste.

Tagelöhnerhaus — Haltepunkt: Limbach

Es ist mehr ein Zufall, denn konservatorische Absicht, daß dieses kleine Haus überhaupt noch erhalten blieb, gemessen an heutigen Wohnansprüchen gilt es als unbewohnbar.

Kleinst-Anwesen wie das Tagelöhnerhaus waren der Versuch, unter bescheidenen Verhältnissen trotzdem Wirtschaften und Wohnen zu ermöglichen. Oftmals bewohnten sogar mehrere Parteien diese Häuser, die ohne Hof und Garten waren und die aus Gründen der Sparsamkeit so niedrig gebaut waren, daß man gerade aufrecht stehen kann. Der Anbau einer Kombination aus Stall und Scheune ermöglichte die Haltung von Schwein und Ziege, manchmal auch einer Kuh.

Häuser dieser Art werden in der nächsten Zukunft aus dem Bild der Dörfer verschwunden sein.

Aber gerade an ihnen wird ein wichtiger Teil sozialer Wirklichkeit vergangener Jahrhunderte deutlich.

Bauerngarten — Haltepunkt: Gottersdorf

Bis vor wenigen Jahren war es für einen Bauern undenkbar, Obst, Gemüse oder gar Blumen für den Eigenbedarf zu kaufen. Der Bauer versorgte sich weitgehend selbst und legte in der Regel direkt an seinem Haus einen kleinen Garten an. Sonnige und windgeschützte Lage sowie eine strenge Gliederung der einzelnen Gartenquartiere sind die äußeren Kennzeichen dieser Bauerngärten.

Durch die Garteneinteilung war bereits eine unterschiedliche Nutzung festgelegt. Salat, Sellerie, Rettich, Lauch, Zwiebeln, Möhren, Stangenbohnen, Erbsen sowie Früh- und Spätkohlarten gehörten zum Standardsortiment, das in jedem Garten zu finden war.

Leben in der Gemeinschaft

Im ländlichen Alltag war das gemeinschaftliche Leben durch Regeln bestimmt, deren Einhaltung genau überwacht wurde und deren Verdinglichung teilweise auch heute

sichtbar ist. Gemeinschaftseinrichtungen, wie der Dorfbrunnen oder die große Linde als Versammlungsort, gehören zu den wichtigsten.

Dorfbrunnen — Haltepunkt: Schlossau

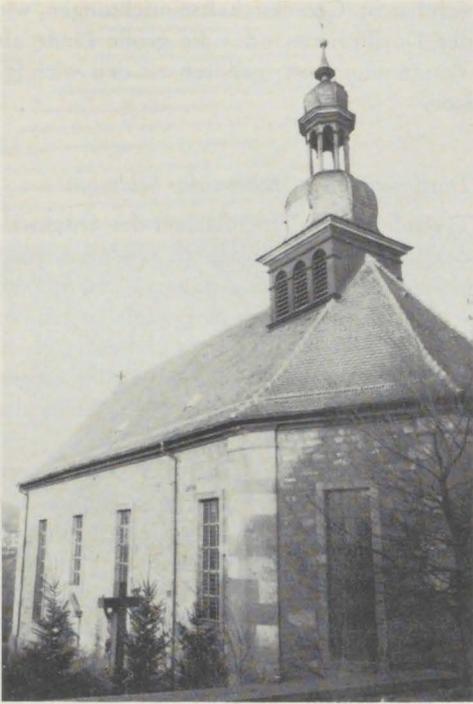
Typisch für die Hochflächen des Odenwaldes ist die Art der Anlage als Schöpfbrunnen, bei der im Gegensatz zu einem Ziehbrunnen, wo das Grundwasser „angezapft“ wird, der Austritt einer Quelle gefaßt und das ausströmende Wasser in einem Becken aufgefangen wurde. Das Wasser konnte mit Kübeln oder einem Schöpfer herausgeholt werden.

Bei einem Gemeinschaftsbrunnen waren Nutzung und Instandhaltung durch die Dorfgemeinschaft genau festgelegt. In regelmäßigen Abständen wurden die Brunnen gereinigt und an vielen Orten zu bestimmten Zeiten geschmückt. Die noch erhaltenen Brunnenanlagen stammen meist aus dem 18. Jahrhundert und waren oft mit einem Wäschekasten und Steinplatten zum Klopfen der Wäsche versehen. Im Notfall diente die Brunnenanlage auch als Löschteich.

Wallfahrtsweg zum „Heiligen Blut“ — Haltepunkt: Walldürn

Ein Schwerpunkt im Gemeinschaftsleben war die Wallfahrt zum „Heiligen Blut“ nach Walldürn, die im Zuge der Gegenreformation zu einem Mittelpunkt des religiösen Gemeinschaftslebens weit über den Odenwald hinaus wurde.

Heute ist es nicht mehr wie noch vor wenigen Jahrzehnten und die Jahrhunderte zuvor üblich, die Wallfahrt zum „Heiligen Blut“ zu Fuß auf sich zu nehmen. In organisierten Reisen mit modernen Verkehrsmitteln wird die Mehrheit der Wallfahrer unserer Zeit zum Gnadenort befördert. Allerdings gibt es weiterhin Wallfahrergruppen, die wie früher zu Fuß nach Walldürn kommen. Ihr Weg führt sie zum Höpfinger Pfad, der an einem alten Blutbild die heutige Straße verläßt und



Dorfkirche in Reinhardsachsen. Schmuckloser Sandsteinbau mit barocker Innenausstattung

über das hohe Kreuz am Wald entlang, vorbei an Laurentius-Kapelle und Träubelesbild, in die Stadt zur Wallfahrtsbasilika führt.

Dorfkirche — Haltepunkt: Reinhardsachsen

Im Zuge der gegenreformatorischen Bewegung der katholischen Kirche entstanden eine Reihe von Kirchenneubauten auf dem Lande, die heute das Ortsbild in den Gemeinden des badischen Odenwaldes prägen. Aus dem für die Landschaft typischen Baumaterial, dem Buntsandstein, wurde 1725 anstelle der spätmittelalterlichen Jakobskirche die kleine Saalkirche errichtet. Der Kirchen-

bau erfolgte unter der Mithilfe der Bevölkerung, die finanziellen Mittel wurden vor allem aus der Kirchenkasse bestritten.

Die Kirche ist ein Spiegelbild jener Zeit als das Gebiet zu Kurmainz gehörte und von der fränkischen Adelsfamilie Schönbron regiert wurde.

Die Zeit, das Barockzeitalter, findet ihren Ausdruck im prunkvollen Innenausbau der sonst schmucklosen Kirche. So hatte auch die Landbevölkerung ihren Anteil an barockem Lebensgefühl, wenngleich auch nur im Bereich des Sakralen.

4. Die Wegstrecke der Museumsstraße

Die Reihenfolge der Besuchspunkte bleibt jeden Besucher selbst überlassen; auch in dieser Beschreibung wurde keine chronologische, sondern eine inhaltliche Abfolge vorgenommen.

Es empfiehlt sich jedoch die im Führer oder auf den Hinweistafeln vorgeschlagene Reihenfolge einzuhalten, da so der Weg einfach und zweckmäßig zurückgelegt wird. Die Museumsstraße gliedert sich bei ihrer derzeitigen Ausbaustufe in zwei Teilrouten:

1. Die Haltepunkte in Gottersdorf, Reinhardtsachsen, Glashofen-Neusaß und Walldürn (ca. 23 km).
2. Die Haltepunkte in Hornbach, Hettigenbeuern, Rumpfen, Schlossau, Limbach und Lohrbach (ca. 50 km).

Ausgangspunkt für beide Teilrouten ist Walldürn.

Die Museumsstraße eignet sich auch sehr gut zum Wandern und Radfahren, weil als Verbindungswege zwischen den Haltepunkten nur kleine Landstraßen gewählt wurden, die so gut wie unberührt vom Straßenverkehr bleiben.

„Badische Vaterlandskunde“

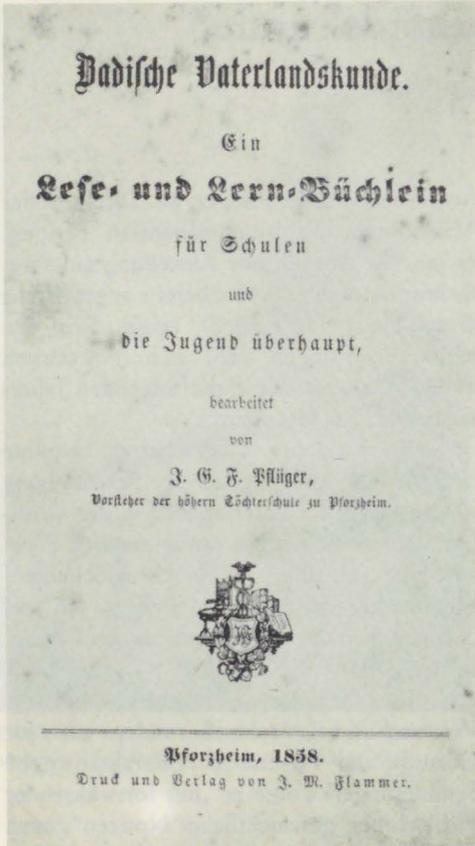
Dr. Helmut Bender, Freiburg

Wir haben unser Thema deshalb in Anführungszeichen gesetzt, weil wir dergleichen im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts weniger betreiben als darüber historisch referieren wollen. Denn so nennt sich im Haupttitel „*Ein Lese- und Lern-Büchlein für Schulen und die Jugend überhaupt*“, bearbeitet von J. G. F. Pflüger, Vorsteher der höheren Töchterschule zu Pforzheim“ (Reprint mit Nachwort des Verf. dieses Aufsatzes in der „Badischen Reihe“, Bd. 4, Waldkirch 1980). Das insgesamt 190 Druckseiten umfassende kleinformatige Bändchen war 1858 in Pforzheim im Verlag von J. M. Flammer erschienen. Demnach ein knappes Dezennium nach der 1848/49er Revolution und im dritten bzw. siebten Regierungsjahr des Großherzogs Friedrich I. Sein Autor war der am 25. November 1818 zu Schopfheim (Wiesental) geborene Johann Georg Friedrich Pflüger, der nach seiner Ausbildung am Karlsruher Lehrerseminar zunächst im badischen Oberland, in Binzen und Haltingen, tätig war, um 1838 eine Stelle an der höheren Töchterschule in Rastatt anzutreten. 1849 wechselte er nach Pforzheim über, wo er zum Vorstand der dortigen höheren Töchterschule ernannt wurde, die er bis 1862 vorzüglich leitete. Er gab u.a. eine Reihe von Schulbüchern heraus und wirkte als Verfasser von pädagogischen Aufsätzen. Poetisch engagiert und musikalisch ausgebildet, bemühte er sich auch um die Hebung der Gesangsvereine, insbesondere der Männerchöre. 1861 erschien aus seiner Feder eine Geschichte der Stadt Pforzheim; jahrlang redigierte er, politisch interessiert und aufgeschlossen, den „Pforzheimer Beobachter“. 1862 wurde er zum Mitglied des neugegründeten Oberschulrates ernannt. Sein in liberalem Geist abgefaßtes Lesebuch war in konservativen Kreisen nicht gutgehei-

ben. 1868 wurde Pflüger als Direktor der Meersburger Taubstummenanstalt berufen, er mochte dies als eine Abstellung auf totes Geleise betrachten, seine bereits angegriffene Gesundheit (Herzleiden) zeigte sich den neuen Belastungen nicht mehr gewachsen, am 23. Oktober des darauffolgenden Jahres verstarb er zu Meersburg.

Unser badischer Oberschulrat bemühte sich gar sehr, „der Jugend eine Beschreibung unseres schönen Vaterlandes [= des Großherzogtums Baden] in etwas anderer Form zu bieten, als dies gewöhnlich in Schulgeographien geschieht.“ Ihm ging es um viel „Anschaulichkeit in lebendiger und möglichst zusammenhängender Darstellung“, und, wie er betonte, „nicht nur um Stoff für Verstand und Gedächtniß, sondern auch für Gemüth und Phantasie.“ Charakteristische Schilderungen wollte er „mit fortwährender Einflechtung geschichtlicher Notizen“, auch mit Bereicherungen durch Poesie und Sage verquicken, er wollte, so gesehen, eine Art Heimatrealienbuch, eine patriotisch fundierte Heimatkunde inszenieren, und es darf auch heute noch gesagt werden, daß ihm die Verwirklichung eines solchen Anliegens, wenn auch in den Maßstäben seiner Zeit, durchaus gelungen ist. Gerade die Anschaulichkeit, mit der das alles vorgetragen wird, läßt das Büchlein zu einem in unseren Tagen aufschlußreichen und gut lesbaren Dokument der Mitte des vergangenen Jahrhunderts werden. Vom Heimatbegriff, von der Umwelt her werden so Landeskunde und Vaterlandsbegriff lebhaft erschlossen.

Pflüger geht zunächst topographisch vor. Im ersten Teil („Ausführliche Beschreibung“) behandelt er die einzelnen Landschaften und Umgebenden. Er setzt im Südosten ein (Bodensee, Hegau, Donau) gelangt über den



Titelblatt Badische Vaterlandskunde

Hochrhein zum Breisgau und Südschwarzwald, vergißt auch den Kaiserstuhl nicht, wendet sich dann der Ortenau und dem Kinzigtal zu, behandelt im folgenden den Nordschwarzwald mit Kniebis, Mummelsee, Murgtal und Baden-Baden, fügt Kapitel über „Die Gewerbethätigkeit des Schwarzwaldes“ und die Holzflößerei im Schwarzwald mit ein, wendet sich Karlsruhe und Pforzheim zu, kommt zum Kraichgau und nach der Pfalz hinüber, absolviert „Eine Neckarfahrt“, referiert über Heidelberg und Mannheim und über die Bergstraße und rundet seine Ausführungen mit typischen Schilderungen bzw. Beschreibungen von Odenwald,

Taubergrund und Maintal ab. In einem zweiten Teil („Übersicht und Ergänzung“) gibt er im letzten Viertel seines Bändchens „Geographisches“ und „Geschichtliches“.

Hübsch und auflockernd machen sich die eingeschobenen Verse, einmal von Schenkendorf, dann auch von Schwab und Hebel und etlichen anderen. Anschaulichkeit steht für ihn als erprobten Schulmann stets oben an; hier etwa eine Kostprobe aus dem „Bodensee“-Kapitel: „Im Ueberlinger See erhebt sich die reizende Insel Meinau, die mit dem festen Land durch einen hölzernen Steg verbunden ist. Sie ist eine blühende Terrasse, auf welcher Wiesen, Aecker, Weinberge und mancherlei Gartenanlagen in freundlicher Abwechslung das Auge ergötzen. Vom höchsten Ufer winkt uns das neue Schloß des Deutschordens entgegen, dem früher die ganze Insel gehörte, und spiegelt seine stattlichen Formen in dem blauen Gewässer. Sein geräumiger Balkon gewährt eine der reizendsten Aussichten, welche die Ufer des Bodensees bieten. Jetzt ist die Insel Meinau Privateigenthum Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs.“

Daß „Der Hegau und seine Burgen“ in jener Zeit, in der die Burgenromantik eine Hausse hatte und eben Heunisch, Poppel und Geib ihre holz- und stahlstichgeschmückten Oeuvres inszeniert hatten, versteht sich eigentlich von selbst: „Manche nennen ihn auch Höhgau, und leiten diesen Namen von den vielen Höhen ab . . . Namentlich steigen aus demselben acht hohe, kegelförmige Basaltberge empor, und es dürfte wohl wenige Gegenden geben, wo so viele alte Burgen zu sehen wären . . .“

Die Baar wird im Kapitel „Das Quelland der Donau“ u. a. auch volkskundlich angegangen: „. . . ist es kalt und rauh, und der Boden allein vermag nicht, seine Bewohner zu ernähren. Deshalb suchen diese theilweise durch Handarbeiten und Kunstfleiß sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen, und verfertigen Wand- und Spieluhren und Strohgeflechte.“

Immer wieder gelingt es dem Verfasser, bereits im ersten Teil Lokalgeschichtliches in seine Beschreibungen mithineinzugeben; als Beispiel wählen wir eine Passage aus dem Hochrheinkapitel „Das Rheinthal“: „Weiter unten am Rhein liegt die ehemalige Deutschordens-Comthurei Beuggen. Als 1816, dem Jahre der Theuerung und Noth, Schaaren von heimatlosen und hungernden Kindern die Schweiz und auch das angrenzende Baden belästigten [Jugendarbeitslosigkeit!], faßte eine Anzahl edler Menschenfreunde den Entschluß, eine Rettungsherberge für arme, verwaahlte Kinder zu gründen. Willig trat die badische Regierung das Schloß Beuggen zu diesem Zwecke ab, so daß 1819 jene Anstalt, verbunden mit einer Bildungsanstalt von Zöglingen für den Schullehrerberuf, ins Leben treten konnte . . .“.

Interessant mutet es uns auch an, daß Pflüger im „Breisgau“-Kapitel den oberen und unteren Breisgau, demnach das Markgräflerland und den ehemaligen vorderösterreichischen Breisgau, als eine Einheit behandelt. — Idyllisch gibt sich dann eine Schilderung der Haseler Erdmannshöhle, Wehra- und Wiesental schließen an. Seinen Geburtsort apostrophiert der Verfasser, nachdem er Hausen als Hebelort gewürdigt, als „freundliches Schopfheim mit bedeutender Baumwollen- und Papierfabrik.“ Auch hier folgt er sichtlich einem Zug der Zeit: das Nachbiedermeierliche wußte die Frühindustrialisierung gebührend zu würdigen, ja mitunter geradezu zu feiern.

„Der Feldberg“ hat ein eigenes Kapitel: „. . . einer der Urfelsen, welche das Gerippe der Erde ausmachen [!] . . . an seinen Abhängen wachsen die seltensten Alpenpflanzen, die der Botaniker sonst nirgends auf dem Schwarzwald antrifft, und mehr als zweitausend Stück Vieh, die den Sommer über hier ihren Aufenthalt haben, finden ihre köstliche Waide. Sieben Sennhütten . . . empfangen des Abends das Vieh zur nächtlichen Herberge. Daneben stehen die Wohnungen der Hirten, in welche der Wanderer, wenn er

gerne auf dem Feldberg übernachtet, um den majestätischen Sonnenaufgang zu schauen, Milch, Butter, Käse, Eier, auch etwa eine Suppe und ein Glas Wein findet. Er ist willkommen in diesen Sennhütten . . .“ — die Pionierzeit des Fremdenverkehrs spiegelt sich hier deutlich wider. — Angeschlossen ist ein Kapitel „Das Wälderleben im Sommer“, worin vor allem das Belchengebiet vorgestellt wird. Das harte und entbehrungsreiche Leben der Schwarzwälder findet sich in einer Skizzierung des Jahrtaus und der jeweils anfallenden Arbeiten schlicht, aber trefflich und sachlich genug dargestellt.

Über „Freiburg“ wird Geschichtliches, Kunstgeschichtliches und Lagemäßiges vortragen. „An Freiburg rauscht in munterem Lauf die Dreisam vorbei. Ihr Thal bietet die herrlichsten Abwechslungen großartiger Naturszenen, die am meisten überraschen, wenn man vom Schwarzwald . . . herkommt . . . und das sogenannte Höllenthal durchwandert. Ehe man es sich versteht, findet man sich von den ungeheuersten, bald hervorspringenden, bald thurmähnlich emporsteigenden, bald überhangenden Felsenmassen umringt und eingeschlossen, ja bedroht, denn jeden Augenblick wähnt der Wanderer, sie würden über ihm zusammenstürzen . . . Nur der Wald wuchert furchtlos unter diesen versteinerten Riesen; sein lustigstes Grün bekleidet diese Wände und überkleidet sie oft . . .“. Wie das gesagt wird, munter und naiv in einem, das ist, was einen frappiert, was einem auch heute noch und heute wieder gefällt!

„Der Hirtenknaube am Kandel“ behandelt die Sagenwelt in freilich breit ausmalender Manier. — Im angeschlossenen Kapitel „Der Kaiserstuhl“ gibt sich der Botaniker und Vinkologe zu erkennen: „Bis weit an die Abhänge hinauf findet sich Weinberg an Weinberg, und fast nur die höher gelegenen Punkte sind mit Laubwäldungen bedeckt, in welchen, so wie überhaupt auf dem ganzen Kaiserstuhl, viele schöne und seltene Pflanzen wild wachsen und manchen Pflanzen-

kenner nach diesem Gebirge locken. Wenn auch die Kaiserstühler Weine nicht gerade zu den besten des Landes gehören [!], so erzeugen doch manche Orte . . . ein recht gutes und sehr gesuchtes Gewächs . . .“.

Im „Ortenau“-Kapitel finden vor allem Lahr, Hohengeroldseck und Offenburg Würdigung. „Auf dem Marktplatz der Stadt [Offenburg] ist einem Wohlthäter der Menschheit, nämlich dem Engländer Franz Drake, der die Kartoffeln von Amerika nach Europa verpflanzte, ein schönes Denkmal gesetzt.“ Burgenträchtig auch diese Gegend: „Auf der Fahrt von Offenburg nach Appenweier zeigt sich uns rechts auf waldumkränzter Höhe das Schloß Staufenberg, das einst einem mächtigen Adelsgeschlechte gehörte und von welchem sich manche schöne Sage erhalten hat.“ Das Ried findet sich angeschlossen: „In Appenweier verlassen wir die badische Haupteisenbahn, um auf einer Zweigbahn einen kleinen Abstecher nach Kehl und in das Hanauerland zu machen. Kehl war früher eine starke Festung . . .“. Daß ein sehnsüchtiger Blick nach Straßburg hinübergeworfen wird, ist begreiflich und verzeihbar.

Folgen die Abschnitte „Das Kinzigthal und seine Seitenthäler“ (anekdotisch darin das Hornberger Schießen) sowie „Der Kniebis und seine Heilquellen“ (Rippoldsau, Peterstal und Freiertsbach, auch Antogast finden Erwähnung). „Die Zahl der Kurgäste . . . beläuft sich auf etwa 1500, die der mit Mineralwasser gefüllten und versendet werdenden Flaschen auf mehr als eine halbe Million.“ Allerheiligen wird lagemäßig und historisch besonders hervorgekehrt. Der Dichter Kopisch muß sogar mit seinem Gedicht „Die Felsenkirche“ herhalten. — „Der Mummelsee“ bringt die bekannte Sage sowie das Schnetzlersche Gedicht „Die Lilien des Mummelsees“ („Im Mummelsee, im dunkeln See . . .“).

Über „Baden-Baden“ heißt es dann u.a.: „Nicht der Umfang ist es also, was die Stadt so berühmt gemacht hat, sondern es sind dies

ihre heißen Quellen, welche in Verbindung mit der reizenden Lage der Stadt, ihrem herrlichen Klima, das an südlichere Gegenden erinnert, und ihrer gesunden Luft Baden zum ersten Badeort nicht nur Europa's, sondern der ganzen Erde gemacht haben, und eine solche Menge von Fremden aus ganz Europa, ja selbst aus andern Welttheilen herbeiziehen, daß sich deren Anzahl jährlich auf etwa fünfzig Tausend beläuft und von Jahr zu Jahr voraussichtlich noch mehr steigern wird . . .“ (der Siebziger Krieg hemmte dann vorübergehend, doch es ging der Jahrhundertwende zu erneut aufwärts). Selbstverständlich hatte der Verfasser eines solchen „Jugendwerkes“ auch gegenüber den Gefahren der „Stadt von Welt“ Stellung zu nehmen: „Leider drängen sich auch Viele um die hier aufgestellten Spieltische, und Tausende werden an ihnen verloren und mit ihnen das Glück mancher Familie zu Grunde gerichtet.“ Doch Positives darf nicht ausbleiben: „Einen schönen Genuß gewährt die ausgezeichnete Musik, die man jeden Tag einige Male vor dem Konversationshause vernehmen kann . . .“, und: „Für die Hauptbedürfnisse der Fremden sorgen die vielen Gasthöfe, von denen manche vermöge ihres Umfangs und ihrer innern Einrichtung wahre Paläste sind.“

„Das Murgthal“ konnte zu jener Zeit noch als wahre Idylle gelten und entsprechend gesehen werden: „ . . . reich . . . an großartigen Naturscenen . . . und nicht mit Unrecht [wurde ihm der] Namen ‚deutsche Schweiz‘ gegeben . . .“. Forbach und Gernsbach werden mitaufgeführt, Neuberstein ausgiebig erwähnt, „das großherzogliche Lustschloß Favorite in einem Wäldchen“ allerdings nur kurz angegangen. Schließlich zu Rastatt: „ . . . wir stehen vor den Thoren der Bundesfestung Rastatt . . . Noch nicht ganz vollendet, mußte sie in dem Revolutionsjahre 1849 schon eine Belagerung aushalten. Rastatt ist eine sehr starke Festung . . . und zu den 7000 ständigen Einwohnern [kommen] noch etwa 10 000 Mann Besatzung . . . Staunend be-

trachten wir die tiefen Gräben, ihre hohen Wälle, vor Allem aber die riesigen Steinmassen der einzelnen Festungswerke, aus deren Schießscharten uns eine Reihe von Kanonemündungen entgegengähnt.“ Nach dem Kopsich-Gedicht „Der Grafensprung“ schließt ein Allgemeinkapitel „Der Schwarzwald“ hier an; daß darin auch der Urzeit („von wilden Thieren bewohnt . . .“) nachgegangen, ja nachgetrauert wird, darf nicht verwundern. Volkskundliches folgt: „Die Bewohner des Schwarzwaldes leben mehr in einzelnen Wohnungen zerstreut, als in größeren Ortschaften beisammen. Letztere finden sich gewöhnlich nur in den Thälern, durch welche häufig belebte Heerstraßen ziehen . . . Die Bauart der eigentlichen Schwarzwaldhäuser hat viel Eigenthümliches. Sie bestehen aus übereinander gelegten Balken, und Alles ist von Holz, sogar die Nägel. Und dem weit vorspringenden Dach von Stroh oder Schindeln ziehen sich Galerien oder sogenannte Lauben hin . . .“. Und: „Die Schwarzwälder sind ein kräftiger, schöner Menschenschlag mit hellen, natürlichem Verstande und gesunder Urtheilskraft. Dabei sind sie offen, treuherzig, gastfreundlich und genügsam. Sie zeigen große Liebe zu ihrer Heimath, was aber manche nicht abhält, mit einem kleinen Kram von Zunder, Bürsten, Uhren oder Glaswaaren oft Jahre lang in der Fremde umher zu wandern, blos um unter Entbehrungen aller Art nach und nach so viel zu erwerben, daß davon ein eigener Herd in der theuern Heimath gegründet werden kann.“ — „Die Gewerbethätigkeit des Schwarzwaldes“ schließt an: „Obenan steht die Uhrmacherei . . . Weit verbreitet ist auch . . . die Strohflechterei . . . Viele Hände beschäftigen . . . auch die Glashütten . . . besonders in und um Todtnau werden viele Bürsten, Kehrwische u. dgl. verfertigt und von Hausirern in halb Europa umhergetragen und verhandelt. . . . Nicht unbedeutend ist auch . . . die Fabrikation von Holzwaaren verschiedener Art. In großer Menge werden z.B. Kübel, Schapfen, Kochlöffel und sonstige Küchengeräth-

schaften, auch Mausfallen, Holzschuhe, Schachteln, geschnittene Figuren u.s.w. verfertigt . . . In den Aemtern Freiburg und Triberg ist das Gewerbe der Löffelschmiede ziemlich verbreitet, welche Eßlöffel, Schaum- und Schöpflöffel, Fleischgabeln und sonstige Küchengeräthe aus Eisen oder Sturzblech verfertigen . . . Außer dem Bergbau, der zwar im Schwarzwald im Allgemeinen nicht von großer Bedeutung ist, aber doch in neuerer Zeit in einigen Gegenden, wie z.B. im Münsterthal, ebenso im Kinzigthal, größeren Aufschwung genommen hat, beschäftigt das Theerschwelen, Harzreißen und Kohlenbrennen auch viele Hände . . .“. — Ein eigenes Kapitel ist alsdann der „Holzflößerei im Schwarzwald“ gewidmet: „Der Holzreichtum des Gebirges ist eine unerschöpfliche [!] Quelle reichen Erwerbes und sichern Einkommens nicht nur für die Besitzer, sondern auch für eine zahlreiche Klasse von Gebirgsbewohnern, die durch das Schlagen, die Verarbeitung und den Transport des Holzes ihren Lebensunterhalt gewinnen.“ Das Abfahren des Holzes, erst mit Zugtieren oder mittels Schlitten, wird exakt geschildert: „Nun folgt der Wassertransport . . . Mit großen Kosten werden . . . im Hochgebirge sogenannte Schwallungen angelegt, in denen sich ungeheure Wassermassen ansammeln können. Diese Schwallungen werden von Stein oder Holzstämmen erbaut, dämmen ganze Thalschluchten ein und sind mit Schleusen versehen. Ist nun eine gehörige Holzmasse . . . in das Flußbett gebracht und der Wasserbehälter gefüllt, dann werden die Schleusen geöffnet . . . [dies] gewährt ein einziges Schauspiel, [das] deshalb immer eine Menge von Zuschauern selbst aus weiter Ferne herbeizieht . . . Beim Flößen des Langholzes werden die geschälten und an den Enden durchbohrten Stämme zuerst mit Wieden oder Binderuthen . . . zusammengebunden zu sogenannten Gestören . . . Zwanzig bis dreißig Männer und auch Knaben mit Stangen, Beilen und großen Spitzhauen bewaffnet, stellen sich in bestimmten Abständen auf den Floß.

Auf ein gegebenes Zeichen werden die Schleusen geöffnet. Der Floß wird lebendig, der Wasserschwall hebt ihn . . .“.

Im „Karlsruhe“-Kapitel geht es erst um die Gründung, hernach um die eigentümliche Bauweise. „Karlsruhe ist der Sitz der höchsten Staatsbehörden . . . Deßhalb besteht auch ein großer Theil der 25 000 Einwohner aus Angestellten . . . Die Stadt liegt an keinem Fluß, was immerhin ein Mißstand ist, der sich oft fühlbar macht . . . Von Karlsruhe aus führt eine schnurgerade Pappelallee, sowie die Eisenbahn, nach dem alterthümlichen Durlach, welches einst die Residenz der Markgrafen von Baden-Durlach war . . .“.

„Die Gründung von Karlsruhe“ wird im Anschluß daran noch in einem längeren Gedicht von Eduard Brauer gefeiert.

„Pforzheim“ hatte damals „11—12 000 Einwohner . . . hat ein alterthümliches Aussehen durch seine engen Straßen und hohen Häuser . . . zu der Aue . . . führt eine sehenswerte eiserne Gitterbrücke . . .“ (was ein Hansjakob später verdammte, war damals höchst sehenswert!). Schloßkirche und Marktplatz, aber auch die Heil- und Pflege- sowie die Taubstummenanstalt (erstere mit ca. 400, letztere mit ca. 80 Zöglingen) werden mitaufgeführt, auch der Holzhandel sowie die „Bijouterie- oder Goldwaarenfabriken. Es sind deren jetzt etwa 140, welche gegen 6000 Arbeiter beschäftigen. Da werden denn alle möglichen Schmuckgegenstände aus Gold verfertigt, z.B. Ketten, Ringe, Ohrgehänge, Broschen, Vorstecknadeln, Armspangen, Medaillons, Uhrenschlüssel u.s.w. Damit wird ein bedeutender Handel getrieben, bei welchem jährlich viele Millionen Gulden umgesetzt werden. Außerdem sind in Pforzheim ein großartiges Eisenwerk . . . ein Kupferhammerwerk, mehrere chemische Fabriken, sowie eine Menge von . . . Mühlen, so daß das Wasser mehr als 40 Räder zu treiben hat.“ Im geschichtlichen Teil gedenkt der Verfasser vorab der legendär gewordenen Schlacht bei Wimpfen und der angeblich

400 sich dort opfernden Bürger. Ein entsprechendes Gedicht schließt an.

Es folgt „Der Kraichgau mit dem Bruhrhein“ („Der westliche, gegen den Rhein sich erstreckende Theil des Gaues wird der Bruhrhein genannt, was so viel als ein Land voller Sumpfwiesen bedeutet“). Bruchsal's Schloß findet sich zwar nur knapp erwähnt, „Besonders merkwürdig ist aber das neue Zucht-haus, das sich sowohl durch seinen Umfang, als durch seine eigenthümliche Einrichtung auszeichnet; denn es ist hier das sogenannte Zellen- oder pennsylvanische System durchgeführt, nach welchem jeder Sträfling eine besondere Zelle bewohnt und keiner den andern zu Gesicht bekommt.“ Anläßlich der Erwähnung Brettens wird die Sage vom Bret-tener Hündchen wiedergegeben. Philipps-burg rangiert als ehemalige Festung, Wag-häusel ist mit der größten Zuckerfabrik Deutschlands zitiert: „ . . . daß die Zahl der Arbeiter in manchen Monaten bis zu 2200 ansteigt und jährlich 60—80 000 Centner Zucker gewonnen werden.“

„Die badische Pfalz ist aber nur ein Stück der ehemaligen Rheinpfalz . . . ist ein sehr gesegnetes Land. Die Bergabhänge sind mit Rebanlagen geziert und erzeugen einen vorzüglichen Wein . . . Am schönsten und fruchtbarsten aber ist die Bergstraße . . . Die Bewohner der Pfalz zeichnen sich aus durch ihre Lebhaftigkeit, ihre Rührigkeit, ihre Beweglichkeit, durch schnelle Fassungskraft, muntern Witz und heitere Laune. Der Pfälzer ist damit in manchen Dingen das Gegen-theil des Oberländers . . .“.

Mitunter gewiß Binsenwahrheiten, dann und wann auch Klischees, aber eben doch auch hübsch munter und irgend ursprünglich gesagt. Das Essayistische kommt so, mit viel Fakten versehen, durchaus zur Geltung. Der Tenor bleibt freilich bewußt naiv, hat der Verfasser vor allem an seine jugendlichen Leser und darüber hinaus wohl an seine einfacheren Landsleute gedacht. Daß die Verwüstung der Pfalz durch Mélac anno 1689 eigens Erwähnung findet, ist Pflüger nicht zu verdenken.

„Eine Neckarfahrt“ führt von Heilbronn über Heidelberg nach Mannheim. „Besteigen wir in Heilbronn eins jener niedlichen Dampfboote . . . Schon ist die Maschine in voller Arbeit. Dichte Rauchwolken wirbeln von dem hohen Schlot auf, die Glocke ertönt; die Räder [Schaufelräder] fangen an, sich zu bewegen, und fort schießt das Schiff, die Wellen mit Macht durchschneidend.“ Die schönsten und romantischsten Orte und Gegenden des unteren Neckartales werden nunmehr beschrieben. „In Schlangenwindungen kommen wir immer tiefer in den Odenwald hinein, und bald zeigt sich uns rechts auf einem vorragenden Felsen die mächtige Burg Zwingenberg mit ihren wohlerhaltenen Zinnen und ihren röthlichen Mauern und Thürmen. Sie ist Eigenthum der Markgrafen Wilhelm und Maximilian von Baden. Jetzt nimmt unsere Fahrt einen immer düsteren Charakter an: hoch emporsteigende Berge, mit den dichtesten Wäldern bekleidet, engen den Fluß so gewaltsam zusammen, daß es kaum möglich erscheint, durchzudringen. Auf dem linken Ufer ragen die Trümmer der Burg Stolzeneck hervor, und bald begrüßt uns da, wo der Neckar seine Richtung ändert und südwestlich fließt, in einer Weitung des Thales die Stadt Eberbach.“ — „Heidelberg“ ist erreicht: „Wer das Neckarthal bei Heidelberg besucht, bewundert die landschaftlichen Reize einer Gegend, die darin nur von wenigen in Deutschland übertroffen wird. Die Stadt zieht sich zwischen dem Flusse und der Bergwand hin . . .“. Das Schloß hat einen eigenen längeren Abschnitt, auch das Faß, in das „beinahe 300 000 Flaschen hineingehen“, wird gebührend bewundert. Als eine der ältesten Universitäten wird die dortige Hohe Schule gefeiert: „. . . und wird von Studenten aus allen Ländern Europa's, ja selbst aus andern Welttheilen besucht. Ihre Zahl beträgt gegenwärtig etwa 700.“ Knappe Geschichtsabrisse schließen an.

„Mannheim . . . hat in 1600 Häusern eine Bevölkerung von nahezu 26 000 Seelen. Eigenthümlich ist die Bauart der Stadt. Alle

Straßen sind schnurgerade und gehen entweder von Ost nach West, oder von Süd nach Nord . . .“. Das Schloß „mit seinen 500 Zimmern“ wird besonders hervorgehoben; „Mannheim ist der Sitz mehrerer höhern Staatsbehörden, so der Regierung und des Hofgerichts für den Unterrheinkreis, sowie des obersten Gerichtshofes des Landes . . . Was aber der Stadt die größte Wichtigkeit verleiht, das ist der ausgedehnte Handel, den sie treibt, und der durch die Lage derselben an zwei schiffbaren Flüssen und dem einen Endpunkt der badischen Eisenbahn so sehr begünstigt wird. In Mannheim sind über 300 Kaufleute, die zum Theil sehr bedeutende Geschäfte machen . . .“. Der Hafen („Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum und Hunderte von Händen . . .“) fasziniert den Verfasser wie den Lesenden. Schwetzingen mit Schloß und Park („Wasserkünste, Tempel, Grotten, Bildsäulen“) bildet den letzten Absatz dieses Kapitels: „Auf dem Friedhofe der Stadt ruht der liebliche alemannische Sänger Hebel.“

„Die Bergstraße“ und „Der Odenwald“ nebst Taubergrund und Maintal beschließen den topographischen Teil. Burgruinen und Ortschaften werden jeweils kurz angegangen. „Der letzte badische Ort an der Bergstraße ist das Dorf Laudenschalk, das nicht weit von der hessischen Stadt Heppenheim liegt und vortrefflichen Wein erzeugt.“ — „Die Hauptnahrungsquellen der Odenwälder sind der Ackerbau, die Viehzucht und der Holzhandel. Angebaut werden hauptsächlich Roggen, Hafer, Haidekorn [Dinkel?] und Kartoffeln, und besonders weiß der Odenwälder aus Haidekorn ein recht schmackhaftes Brod zu bereiten. Auch erzieht er vieles Obst, welches entweder verkauft oder zu Obstwein verwendet wird. Einen nicht unbedeutenden Gewinn liefert in einigen Gegenden die Bienenzucht . . . Die abgeschiedenen Berggegenden des Odenwaldes bewohnt ein eigenthümliches, im Allgemeinen kräftiges und gesundes Volk. Obgleich durchschnittlich arm, ist es doch le-

bensfroh, weil es nur wenige Bedürfnisse kennt und sein Haidekornbrod und seine Milch genügsam verzehrt. Dabei hält es fest an angeerbten, väterlichen Sitten, ja oft nur zu fest, so daß manche Verbesserungen und Fortschritte im Feldbau und dem Gewerbsleben bei ihm nur schwer Eingang finden.“ — Tauberbischofsheim und Wertheim stehen im Mittelpunkt des letzten Kapitels „Der Taubergrund und das Mainthal“. Der Königshofener Jahrmarkt findet eigens Erwähnung, auch Boxberg und Lauda werden genannt. Walldürn als Wallfahrtsort ist mit einer Sage versehen; anlässlich der Zitierung des Taubergrundes wird schließlich noch des Bauernkrieges gedacht.

Das „Baden“-Gedicht von Heinrich Heß fügt sich als endgültiger Abschluß der Landschaftsdetaillierungen ein. Weitere Zitierungen aus dem geographischen und geschichtlichen zweiten Teil können wir uns ersparen, das bringt uns kaum Neues, enthält auch viel Statistisch-Bekanntes. Am interessantesten liest sich wohl noch der Absatz über das Schulwesen: „Für Unterricht und Bildung wird in Baden sehr umfassende Sorge getragen. In allen Orten des Landes, selbst in den kleinsten Dörfern, sind Volksschulen. Man zählt deren im Ganzen 1804 mit 2515 Lehrern. In vielen Städten sind Gewerbeschulen, höhere Bürger- und Töchterschulen und gelehrte Mittelschulen. Letztere sind entweder Pädagogien, oder Gymnasien, oder Lyzeen. Pädagogien sind zu Lörrach, Durlach und Pforzheim, Gymnasien zu Donaueschingen, Lahr, Offenburg, Bruchsal und Tauberbischofsheim, Lyzeen zu Konstanz, Freiburg, Rastatt, Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg und Wertheim. — In Freiburg und Heidelberg sind Universitäten . . . Eine polytechnische Schule ist zu Karlsruhe, eine Kriegs- sowie eine Thierarzneischule ebendasselbst. Schullehrerseminarien sind in Meersburg (kath.) Ettlingen (kath.) und Karlsruhe (evang.) . . . Außer diesen Anstalten zählt Baden viele Kleinkinderschulen,

Rettungsanstalten, sowie eine große Zahl von Privatschulen.“

Es würde auch zu weit führen, wollten wir uns hier mit der badisch-großherzoglichen Genealogie beschäftigen, wie sie im Geschichtskapitel relativ breit dargestellt (und mittels einer Stammtafel ab Karl Friedrich) ad oculos demonstriert wird. Unser Hauptanliegen war vielmehr, das badische Land in einer Sichtweise aufzuzeigen, wie sie in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts einer breiten Menge unserer Vorfahren sine ira et studio geboten werden konnte. Daß das Pflügersche Bändchen in vielem seiner Zeit und ihrer Diktion, auch hinsichtlich des Vortrags, folgen mußte, versteht sich von selbst.

Gerade dieser Tatbestand, nicht zuletzt auch vom Sprachlichen her, gewährt uns zahlreiche Aufschlüsse und Einblicke, für die wir dem Verfasser dankbar sein müssen. So gesehen, möchte man diese „Badische Vaterlandskunde“ anno 1858 trotz ihrer oder gerade wegen ihrer Naivität und wegen ihrer Eigentümlichkeiten nicht missen. Gehört sie doch mit zu der damals weitverbreiteten Landes- und Deskriptionsliteratur, und wengleich uns vieles zu recht altväterisch und gar zu pathetisch, wohl auch zu didaktisch und letztlich zu wenig liberal erscheinen dürfte, sollten wir dergleichen Bücher nicht nur belächeln, sondern aus dem Zeitgeist heraus verstehen und diesen Zeitgeist, der immerhin zu einer Teilgrundlage unseres Denkens geworden ist, auch aus solchen Quellen nachhaltig zu ergründen suchen. Freilich konnten wir in unserem Referieren nur Teilzitate geben, doch waren wir desto intensiver bemüht, jeweils Symptomatisches auszuwählen und so eher dem Ductus des Ganzen als seinen Einzelaussagen gerecht zu werden. Unsere Beispiele wollten das Typische kennzeichnen, das Ganze aber muß man lesen, wenn man es in seinen mannigfachen Details kennenlernen will. Wer Lust dazu verspürt, den wird es weder enttäuschen noch reuen.

Ludwig Auerbach

Zum 100. Todestag des Heimatdichters

Dr. Helmut Bender, Freiburg

Er wird dann und wann mit seinem berühmteren entfernten Verwandten Berthold Auerbach (1812—1882; u.a. Verfasser der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“) verwechselt, und wenn man ihn bzw. sein dichterisches Schaffen fixiert, erwähnt man am ehesten und am besten das über die badisch-württembergischen Grenzen hinaus bekannte Lied „O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön!“ Am 22. Juli 1882 verstarb der noch nicht 42jährige in seiner Wahlheimat Seelbach im Schuttertal.

Er war am 5. September 1840 als Sohn eines kleinen Schmuckwarenfabrikanten in Pforzheim geboren. Gegen seinen Willen mußte der junge Ludwig Wilhelm in das väterliche Geschäft eintreten, er wurde Kaufmann und Fabrikant, und selbst ein Angebot des damaligen Großherzogs Friedrich I., den Autor eines ihn ansprechenden Gedichtes auf Staatskosten studieren zu lassen, wurde vom strengen und geschäftseifrigen Vater ausgeschlagen. Nachdem er aktiv am Krieg von 1870/71 teilgenommen hatte, erlitt er in den nachfolgenden Jahren massive geschäftliche Rückschläge, so daß er sich einer anderen Verdienstmöglichkeit zuwenden mußte. 1877 verließ er seine Heimatstadt und siedelte nach Lahr über. Der ihm befreundete Lahrer Bankier und Schriftsteller Friedrich Geßler (1844—1891) vermittelte ihm schließlich die Übernahme einer Strohstofffabrik in Seelbach, und Auerbach willigte ein, ob schon ihm inzwischen der Posten eines Schriftleiters an der Wiener „Neuen Freien Presse“ angeboten worden war. Statt dessen konnte er — mit Geßler zusammen — den „Heimgarten deutscher Dichtung — Ein Al-

manach vom Oberrhein“ im ersten Jahrgang Lahr 1879 herausbringen. Ein historisierendes Epos „Bellrem von Weißenstein“ (1860) hatte ihn nebst der gelegentlichen Publikation von Gedichten bekannt werden lassen. Von verschiedener Seite war bis dahin ange-regt worden, daß Auerbach diese Gedichte in einem Sammelband herausgeben solle. Doch sein früher Tod verhinderte eine solche Publikation, und erst etliche Jahre danach (1889) konnte Friedrich Geßler eine solche Ausgabe („Aus dem Schwarzwald“) als Freundespflicht herausbringen (in 2. Auflage, nach der wir im folgenden zitieren, in Pforzheim 1928 erschienen, „herausgegeben von Dr. Fritz Löffler und Rudolf Auerbach“; die Erstauflage war von Geßler und Ernst Scherrenberg herausgebracht worden).

Auerbach war eine durchaus lyrische Begabung, sieht man von seinem (oben erwähnten) Epos „Bellrem von Weißenstein“, der Spontanniederschrift eines Sechzehnjährigen, ab. Seine Produktion gibt sich in bescheidenen Grenzen, aber sie ist echt, wenn mitunter auch der Zeitgeist und die Zeitdiktion mit hereinspielen. Wie hatte sein Namensvetter Berthold Auerbach es einmal formuliert? „Ich wäre froh, mich Vater dieses Liedes nennen zu können“ (gemeint „O Schwarzwald, o Heimat“). Oder zitieren wir den Ludwig Auerbach nahestehenden Scherrenberg mit den auf dem Grabmal eingelassenen Zeilen: „Der Heimat schlug dein Herz, / Erklang dein Wort, / Des Schwarzwalds Sänger / Lebst du in ihm fort.“ Und Geßler hat dem verstorbenen Freund ebenfalls sein lyrisches Gedenken gewidmet: „Ich habe deinen Schatten oft gesucht / Im Wiesental, in



Ludwig Auerbach

kühler Waldesschlucht, / Wo wir in schönen Stunden einst gegangen . . . Ach, Fried' und Ruh' ersehnte deine Seele . . .“.

Ludwig Auerbach, eine durchaus poetische Natur, hat in den Bedrängnissen seiner alltäglichen und geschäftsmännischen Existenz gewiß kein glückliches Leben führen dürfen. Seine Gedichte, die auf Grund ihrer Volkstümlichkeit und Sangbarkeit auch bald Resonanz und Verbreitung fanden, verhalfen ihm indes zu befriedigenden und stimmungsvollen Augenblicken, was ebenso für sein Familienleben gilt (er hinterließ Witwe und kleinen Sohn).

Selbstredend ist Auerbachs Lyrik heutzutage vorwiegend, wenn nicht ausschließlich aus dem Zeitgeist heraus zu verstehen. Die Tradition seines Bravourstückes „O Schwarzwald, o Heimat“ hat das echte, wenn auch naive Pathos überwunden. Man kann es er-

tragen, es läßt sich mitanhören, vor allem dann, wenn man bedenkt, wie begeistert die Zeitgenossen dergleichen sangen und wie mitreißend solche Verse wirkten. Es gibt zwar in jenen Jahren einige qualitativere einschlägige Dichter (Scheffel etwa), jedoch eine stattliche Reihe entschieden minderer Dichterlinge und Verse, entsprechende Anthologien erweisen das auf Anhieb. Auerbachs Sprache ist nicht verarmt, aber doch vereinseitigt eintönig im Sinn später Romanistik und mitunter künstlich aktivierter Begeisterungsfähigkeit. Es rauscht so viel und hat so häufig dunkeln Tann und was mehr, mit andern Worten, es findet sich all das, was uns heute zumindest hart am Rand des Kitsches entlang führt. Eichendorff hatte ähnliches längst zuvor weit besser gesagt, doch für den Schwarzwald war vieles auf seine Weise neu und erfreulich mitreißend, zumal trotz aller Schematik dann und wann auch einigermaßen individuell Gesagtes sich findet. Die Idyllik ist nun einmal ein Ausdruck dieser Zeit, und wenn sie uns auch nicht mehr so echt anmuten kann, so sei doch zugegeben, sie wurde zeitgenössisch echt empfunden und paßte zum damaligen Lebensgefühl.

„Enzthal“ ist der erste Hauptabschnitt der Anthologie überschrieben, und wir dürfen daraus einige Gedichtüberschriften zitieren: „Schwarzwaldgruß / Ueber dunkeln Schwarzwaldbergen / Schwarzwälder Heimatlied [= O Schwarzwald, o Heimat] / Tannenblüte / Der Waldbach / Goldener Morgen“. „Schuttertal“ lautet der nächste Absatz, darin u.a. „Mond am Morgen / Blauduftig die Vogesen / Erster Schnee“. „Aus verschiedenen Zeitabschnitten“ bringt schließlich Vermischtes à la „Am Grabe Ferdinand Freiligraths“ oder den „Nachruf am Grabe der Frau Caroline Auerbach“, in dem es u.a. heißt: „Schlummre süß, o Mutterherz! / Nach der heißen Wallfahrt Stunden / Hast Du Ruhe hier gefunden, / Frieden nach der Erde Schmerz: / ,Schlummre süß, o Mutterherz!“

Eine eigentliche Entwicklung — zumindest was die Form der Lyrik angeht — hat Auerbach nicht durchlebt. Ein Jugendgedicht (von 1852 oder 1854), das der Sammlung eingerückt wurde, beweist dies mühelos: „Die Abendsonne. — Scheidend weilt die Abendsonne / Auf des Berges höchstem Saum, / Und des Tages Schmerz und Wonne / Schweben vor ihr wie im Traum . . .“.

Meist gibt es Vierzeiler-Strophen mit einfachen Reimen, mitunter auch Großstrophen, doch keine freien Rhythmen. Im „Schuttertal“-Teil finden sich die patriotischen Verse angesiedelt, so etwa die „Kaiserhymne. — Deutschland rief in dunkeln Tagen: / ,Wann, o wann erscheint der Mann, / Der den alten Hader schlichten, / Der das Reich errichten kann?‘ . . .“. Oder: „Ein Prolog. — Erfüllung ward des Volkes heißem Sehnen: / Aufwuchs aus Blut und Tränen / Groß und gewaltig unser Vaterland . . .“.

Schließlich: „Wer rief den Krieg? — . . . Erst, wenn vernichtet des Tyrannen Mächte / Und er gefunden sein St. Helena, / Erst wenn mit Sieg erkannt sind Deutschlands Rechte, / Erst dann, mein Volk, ist auch dein Rasttag da: / Erst wenn der Hölle Dämon ist zertreten, / Sollst du für deiner Kämpfer Heimkehr beten.“

Wir würden Ludwig Auerbach bestimmt keinen besonders guten Dienst erweisen, wollten wir weitere größere und kleinere Stücke aus seiner Lyrik hier wiedergeben. Das Gros solcher Verse ist nun einmal überholt (wie es kaum hundert weiterer Jahre bedürfte, unsere heutigen Lyriker bzw. deren Gros verstaubt und veraltet zu finden), doch sein Schwarzwaldlied hat sich bieder und tapfer gehalten. Zurecht wird es unter seinesgleichen meist an die erste Stelle gerückt. Ein in seiner Art genialer Wurf, in etwa parallel zu setzen mit Max Schneckenburgers „Wacht am Rhein“ oder Niklas Beckers „Sie sollen ihn nicht haben . . .“.

Im „Heimgarten“ (vgl. o.) hatte Auerbach mit Ausnahme der Geßlerschen Novelle

„Herr Reinhold“ (worin der junge Reinhold Lenz, Goethes Zeitgenosse und eigentümlicher Rivale, behandelt wird) fast ausschließlich Lyrik gebracht (in diesem Sinn auch das Wildenbruch'sche Dramolet „Die Eroberung Mainau's“). Auerbach selbst hat darin nebst dem Prolog „Zum Eingang“ noch acht seiner Gedichte eingerückt. Vertreten u. a. Ludwig Eichrodt und der ihm und seinem literarischen Schaffen sehr wohlgesonnene Rudolf von Gottschall (1823—1909; andererseits es seltsam berührt, daß Gottschall in seinen „Blüthenkranz neuer Deutscher Dichtung“ [Breslau 1881] keine Auerbach-Verse mitaufgenommen hat).

Weder in der badischen noch in der allgemeineren Literaturgeschichte ist von Ludwig Auerbach viel die Rede. Da und dort findet er als Dichter des Liedes „O Schwarzwald, o Heimat“ kurze und lediglich informatorische Erwähnung. Bereits 1928 schrieb Fritz Löffler in der Neuauflage der Auerbach-Gedichtsammlung: „Heute gilt er fast nur als der Sänger des Schwarzwalds . . . Auerbach hat zahlreiche dichterische Beiträge in der ‚Didaskalia‘ und dem ‚Deutschen Dichtergarten‘ in Frankfurt, in dem von Ernst Scherenberg herausgegebenen ‚Düsseldorfer Künstleralbum‘ und anderen Sammlungen erscheinen lassen . . .“.

Es gibt bekanntlich nichts Unbeständigeres als voreilige literarische Wertungen und Meinungen. Wenn anlässlich einer Besprechung von Auerbachs nachgelassenen Gedichten die „Frankfurter Zeitung“ vor der Jahrhundertwende referierte: „Auerbachs Name wird aus dem goldenen Buch des geistigen Lebens der Nation nicht mehr gestrichen werden“, so klingt das überzogen und anmaßend, und es ist anzunehmen, daß es Auerbach selbst, hätte er dergleichen noch lesen dürfen, nicht besonders wohl dabei gewesen wäre. Auch ein „Alles zu seiner Zeit“ kann hier nicht entschuldigen. Ein solches Getöse sollte schon angesichts der Schlichtheit der Verse vermieden werden. Was wir somit hier wollten, war

nichts sonst als ein knappes Referieren über sein Leben und ein Wieder-in-Erinnerung-Rufen seiner Schwarzwaldgedichte, vorab des tonangebenden „O Schwarzwald, o Heimat“. Mehr zu fordern, wäre Herausforderung. Weniger zu sagen, Undankbarkeit. Mit seinem Lied hat er der seinerzeit nötigen Bekanntmachung unseres Landes gedient. Wenn und daß daraus auch eine gewisse

Schablone wurde, ist unvermeidbar. Doch was mit Herz gesagt, hat auch Substanz. Auerbach soll ein sehr guter und hilfsbereiter Mensch gewesen sein, als Dichter stand er freilich in der Zeit: wer sie übergeht und nicht versteht, versteht auch ihn nicht und noch weniger seine Verhaftetheit in ihr. Doch das gehört mit dazu, das ist nun einmal mitzuberücksichtigten.

Albert Köbele (1909—1982)

Der Vater der badischen Ortssippenbücher ist tot!

Nach kurzer, schwerer Krankheit starb am 11. Dezember 1982 in Grafenhausen bei Lahr der bekannte Genealoge und Heimatforscher Albert Köbele im Alter von 73 Jahren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Ettenheim studierte der Bauernsohn an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg/Breisgau Germanistik und Geschichte. Von 1936 bis zum Kriegsausbruch arbeitete er beim Reichsnährstand in Berlin und in Karlsruhe-Rüppurr an der Herausgabe der ersten Ortssippenbücher mit. Seit 1950 gab er im Eigenverlag 47 Ortssippenbücher mit der Darstellung der Orts- und Familiengeschichte von 53 früher selbständigen Gemeinden in Baden heraus. Davon betreffen die Ortenau allein 19 Bände, auf das Markgräflerland fallen 13 Bände, gefolgt vom Landkreis Emmendingen mit 6 und dem Kraichgau mit 5 Büchern. Ergänzt wurde diese stolze Reihe durch die Herausgabe der „Badischen Familienkunde“, in der Albert Köbele ab 1958 viele wertvolle Beiträge zahlreicher Forscher der Öffentlichkeit zugänglich machte. Ihre Einstellung im Jahr 1974 mangels öffentlicher Zuschüsse wurde daher von allen Lesern sehr bedauert.

Zum 65. Geburtstag würdigte der damalige Regierungspräsident Dr. Hermann Person die Leistungen des bescheidenen, zurückgezogenen und im Stillen wirkenden Genealogen und dankte ihm für die unermüdliche Arbeit und den persönlichen Einsatz auf dem Gebiet der Heimat- und Familiengeschichte.

Trotzdem setzte sich Albert Köbele nicht zur Ruhe, sondern führte die Herausgabe der Ortssippenbücher bis zu seinem Tode fort. Daher wurde er 1979 von der Zentralstelle

für die deutsche Personen- und Familiengeschichte in Frankfurt a.M. mit der Medaille „Pro Merito Genealogicae“ ausgezeichnet.

Albert Köbele war 1955 Mitbegründer der „Interessengemeinschaft für Familienforschung in Baden“, 1965 Mitbegründer des „Freiburger Genealogischen Arbeitskreises“ und konnte mit seinem reichen Fachwissen vielen Neulingen aus den Startlöchern helfen. Auch dem „Historischen Verein für Mittelbaden“, dem „Landesverein Badische Heimat“, sowie der „Arbeitsgemeinschaft Markgräflerland e.V.“ fühlte er sich sehr verbunden.

Köbeles Lebenswerk wurde in der Zeitschrift „Genealogie“ anlässlich seines 65. Geburtstages 1974 von Dr. Friederichs, dem Leiter der oben genannten Zentralstelle in Frankfurt mit folgenden Worten gewürdigt:

„Mit der Entwicklung und der Gestaltung der Ortssippenbücher wird der Name Albert Köbeles stets verbunden bleiben. Am 6. Juni 1909 im badischen Grafenhausen geboren, hat dieser emsige Forscher die alte Verbundenheit mit seinen Bauernnahmen nie verleugnen können und wollen. Heimat und Familie wurden ihm Richtschnur, und so nimmt es nicht Wunder, daß der Autodidakt sehr frühzeitig Kirchenbuchstudien zu Sippenbüchern reifen ließ, die den Auftakt zu bevölkerungskundlichen Darstellungen bildeten. Struktur und Entwicklung von Bevölkerungsgruppen, wie sie in einer Dorfgemeinschaft durch systematische Erfassung und Beobachtung erkennbar werden, bildeten das Hauptanliegen Köbeles, der das Ortssippenbuch schlechthin zum festen Gedankengut des Genealogen

und Lokalhistorikers zugleich werden ließ, neuerdings auch zum Ausgangsmaterial für Demographen und Soziologen.“

Albert Köbele wird eine große Lücke hinterlassen. Trotzdem werden die Genealogen

alle Anstrengungen unternehmen, im Gedenken an sein Lebenswerk seine Aufgabe fortzuführen, wenn auch in bescheidenem Rahmen.

Rolf Eilers

Badische Ortssippenbücher

Das Lebenswerk von Albert Köbele

		Nr.	
Altenheim	Kreis Kehl	30	1973
Altdorf	Lahr	37	1976
Binzen-Rümingen	Lörrach	18	1967
Britzingen	Müllheim	31	1973
Büsingen	Konstanz	—	1939
Dundenheim	Lahr	38	1977
Efringen-Kirchen	Lörrach	10	1959, 1968
Egringen	Lörrach	8	1957
Fischingen	Lörrach	28	1972
Freiamt	Emmendingen	3	1953
Gochsheim	Bruchsal/Karlsruhe	19	1968, 1971
Grafenhausen	Lahr	2, 25	1939, 1951, 1971
Grenzach	Lörrach	33	1974
Haltingen	Lörrach	14	1965
Herbolzheim	Emmendingen	17	1967
Hüfingen	Donaueschingen	12	1962
Huttingen s. Istein	Lörrach	24	1970
Ichenheim Gem. Neuried	Ortenau	41	1978
Istein-Huttingen	Lörrach	24	1970
Kappel a. Rh.	Lahr	4	1955, 1969
Kippenheimweiler	Lahr	7	1957
Kirchen s. Efringen	Lörrach	10	1959, 1968
Kleinkems	Lörrach	40	1977
Lauff	Bühl	—	1937
Mahlberg-Orschweier	Lahr	39	1977
Meißenheim	Lahr	1	1951, 1969
Mietersheim	Lahr	34	1975
Münchweier	Lahr	9	1961, 1977
Nonnenweier	Lahr	26	1971
Ötlingen	Lörrach	29	1972

Oberacker	Bruchsal/Karlsruhe	22	1970
Oberweier	Lahr	13	1964
Orschweier s. Mahlberg	Lahr	39	1977
Ottoschwanden	Emmendingen	15	1966
Philippsburg	Bruchsal/Karlsruhe	36	1975
Poppenhausen	Tauberbischofsheim		1939
Rheinhausen	Emmendingen	35	1975
Ringsheim	Lahr	5	1959, 1969
Rümingen s. Binzen	Lörrach	18	1967
Rust	Lahr	21	1969
Schweigern	Tauberbischofsheim	20	1968
Sexau	Emmendingen	32	1974
Tannenkirch	Müllheim	6	1957, 1974
Wittenweier	Lahr	23	1970
Wittlingen	Lörrach	16	1967
Wollbach	Lörrach	11	1962, 1965
Zaisenhausen	Sinsheim/Karlsruhe	27	1972
Broggingen	Emmendingen	46	1981
Eimeldingen	Lörrach	42	1979
Kippenheim	Lahr	43	1979
Schmieheim	Lahr	44	1979
Weingarten	Karlsruhe	45	1980

Die in den letzten Jahren erschienenen Ortssippenbücher sind teilweise noch bei den Gemeinde- oder Ortsverwaltungen erhältlich. Die Preise liegen bei 50 bis 60 DM.

Buchbesprechungen

Interessante Lichtblicke auf Leben und Wirken Hansjakobs

Das „Hansjakob Jahrbuch '82“ befaßt sich mit dem Schwarzwälder Volksschriftsteller.

Nach einer längeren Unterbrechung legt die Hansjakob-Gesellschaft Freiburg über den Kehler Morstadt-Verlag seinen Mitgliedern und dem großen Kreis der Hansjakobleser und -verehrer wieder ein interessantes Jahrbuch vor, das aus verschiedenen Blickwinkeln und Beiträgen das Leben und Wirken des bis heute noch unübertroffenen Schwarzwälder Volksschriftstellers aufleuchten läßt. Dabei haben sich die Herausgeber, Waldeemar Kampf und der leider kürzlich verstorbene Max Weber, redlich bemüht, dem „Hansjakob Jahrbuch '82“ vom Inhalt her und durch den Verleger in seiner äußeren Form, ein neues Gesicht zu verleihen. Mit Fleiß und Sachkenntnis führt uns Manfred Hildenbrand in das von Hansjakob so geliebte und vielfältig beschriebene „Paradies“ von Hofstetten, beschreibt eingehend die enge Beziehung des Pfarrdichters zu diesem idyllischen Dorf, das einmal seine Grabstätte beherbergen sollte. Gleichzeitig weist jedoch der geschätzte Hansjakobkennner auch auf das zuletzt erschienene Hansjakobbuch „Im Paradies“ hin, in dem der Pfarrdichter nicht nur die kleine Welt zu Füßen der Heidsburg dem Fremden öffnet, sondern auch viele seiner eigenwilligen Gedanken zu seiner Zeit offenbart. Man möchte es bedauern, daß der streitbare Mann im typischen Schlapphut durch den „Diskussionsbeitrag“ Nachfolger gefunden hat, die miteinander die Feder mit harten Bandagen kreuzen, aber auch beweisen, daß sich der große Haslacher in keine feste Form zwingen läßt. Dies erfährt auch der Leser, wenn bei Dr. Helmut Bender „Hansjakob über seine Schriftstellerei reflektiert“. Zwei Beiträge — einer von Waltraud Remusch und der andere original von Hansjakob selbst — lassen den Pfarrherrn von St. Martin auch als begehrten Reiseschriftsteller aufleben. Dagegen befaßt sich Mechthild Rößler in ihrer kritischen Betrachtung mit einem Schwerpunkt im Werke Hansjakobs, nämlich mit seinen Schilderungen der „Schwarzwälder Kulturlandschaft“. Insgesamt möchte das neue bebilderte und über 120 Seiten umfassende Jahrbuch nicht nur wiedergeben, sondern zum Nachdenken anregen und die vielseitige Lebensart Hansjakobs, seine Schriften, Gedanken und Meinungen im gesteckten Rahmen offenlegen.

„Hansjakob Jahrbuch '82“ — Morstadt Verlag
Kehl — 18,80 DM Kurt Klein

Eine Hausiererkiste erzählt von Land und Leuten
Hansjakobs „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“ wurde neu aufgelegt.

Da komme einer und sage, Hansjakob sei nicht mehr aktuell und habe nur noch geringe lokale Bedeutung. Diese Meinung, die noch vor wenigen Jahren vertreten wurde, als es darum ging, einer Schule den Namen Hansjakobs zu geben, wird nun erneut von der Stadt Haslach durch die Herausgabe der jetzt in der 13. Auflage erscheinenden „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“ überzeugend widerlegt. Diese anhaltende Hansjakob-Renaissance kann auch durch die Tatsache unterstrichen werden, daß mit der jetzigen Neuauflage bereits das 14. Buch des bis zum heutigen Tage erfolgreichen Volksschriftstellers durch die Aktivität seiner Heimatstadt seit dem Jahre 1960 wieder erschienen ist. Die „Schwarzwälderin“ darf zu einem der originellsten Werke des Pfarrdichters gezählt werden, denn hinter dem Titel verbirgt sich nichts als das Schicksal, die Lebensgeschichte einer alten Hausiererkiste, die aus einer stolzen Wetteanne am wildtosenden Triberger Wasserfall hergestellt wurde, um dann auf dem Rücken des Großvaters Hansjakobs, des legendären „Wäder-Xaveri“, des Xaver Kaltenbach von Hof zu Hof, über Berg und Tal getragen zu werden. In der 1898 erstmals veröffentlichten Familiengeschichte schildert der Haslacher nicht nur mit feinem dichterischen Gespür seine Herkunft mütterlicherseits aus der Gegend der Triberger Herrschaft, vielmehr öffnet er auch, gelungen in den erzählerischen Fluß eingewoben, den Blick auf Land und Leute, auf die sozialen Verhältnisse der Wäldler um die Schwelle des 18. und 19. Jahrhunderts. Damit ist ein Zeitgemälde entstanden, das mit kräftigen Strichen Leben und Leiden, Arbeit und Erwerb der Schwarzwälder zeichnet. Als Meister der Erzählkunst berichtet Hansjakob auf dem Hintergrund der Familienchronik über die Neubelebung der Uhrenindustrie auf dem Wald, die Einführung der Strohflechtereie als zusätzlicher Broterwerb für die darbenbe Bevölkerung und setzt dabei gleichzeitig dem sozialengagierten Triberger Obervogt Dr. Karl Theodor Huber gleich dem granitenen „Huberfelsen“ in seinem Buch ein unvergängliches literarisches Denkmal. Die „Schwarzwälderin“ stellt das Gegenstück dar zur wenige Jahre später (1902) erschienenen väterlichen Ahnenchronik „Meine Madonna“. Auch der jetzigen Veröffentlichung sind wie in der früheren Volksausgabe die poetischen Erzählungen „Aus dem Leben eines Glücklichen“, „Aus dem Leben eines Unglückli-

chen“ und „Aus dem Leben eines Vielgeprüften“ angeschlossen. Hinter diesen „Prunkstücken belebender dichterischer Phantasie“ erfährt der Leser das „Leben“ um einen bemoosten Granitfindling, das Schicksal eines Kehrbesens und die Lebensstationen eines abgeschundenen Karrengauls. Während der berühmte Schwarzwaldmaler Wilhelm Hasemann die „Schwarzwälderin“ illustrierte, lokert der nicht weniger begnadete Curt Liebich mit seinen Zeichnungen die anderen drei Perlen Hansjakob'scher Dichtkunst auf. Mit hohem Respekt vor dem unvergänglichen Erbe des Volksschriftstellers hat Manfred Hildenbrand diese Neuausgabe betreut und wieder mit ergänzenden Anmerkungen und Hinweisen versehen. In seiner äußeren, gediegenen und ansprechenden Form setzt dieses Buch die zeitlose Tradition seiner dreizehn Vorgänger fort, denen Josef Hansmann mit ausgewählten Motiven auf dem Schutzumschlag ein freundliches Aussehen verlieh. Alle, die sich um diese Neuausgabe nach mehr als 60 Jahren mühten, darf man uneingeschränkt Lob und Anerkennung zollen und schon jetzt die neugierige, erwartungsvolle Frage stellen, mit welchem Titel die große Leserschaft — die meisten Bücher sind ja schon längst wieder vergriffen — als 15. Neuausgabe eines Hansjakobbuches überrascht und erfreut wird.

H. Hansjakob: „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“, 13. Auflage, 304 Seiten, Leinen, 26,80 DM. Erschienen im Selbstverlag der Stadt Haslach. Kurt Klein

Albert Mühl, Die Pfalzbahn. Geschichte, Betrieb und Fahrzeuge der Pfälzischen Eisenbahnen. Stuttgart: Theiss 1982. 252 S., mit hist. Aufnahmen, Karten und Fahrzeugskizzen sowie Tabellen. Großformat, Ganzleinen, DM 80,— (Subskr.-Pr. bis Ende '82 DM 68,—).

In Fortführung des Bandes „Die Württembergischen Staatseisenbahnen“ (vgl. Rez. in H. 3, Sept. 1980) hat der damalige Mitverf. diesen in vielem parallel inszenierten Bd. herausgegeben. Nahezu zwei Drittel Jahrhundert haben die Pfälzischen Eisenbahnen als selbständige Betriebs- und Verwaltungseinheit bestanden (1844—1908): das seinerzeit größte private Eisenbahnunternehmen im damaligen Deutschen Reich; zum 1. Januar 1909 wurden sie königlich-bayrisch verstaatlicht, endgültig aufgelöst jedoch erst anno 1937. Mit ihren Geleis- und Zuganschlüssen Wörth—Karlsruhe, Germersheim—Graben(-Neudorf), Speyer—Schwetzingen und vor allem Ludwigshafen—Mannheim hatten sie etliche enge Kontakte mit der großherzoglich-badischen Eisenbahn. So bie-

tet sich der Band — in seiner Art vorbildlich hergestellt und für Fachleute wie Liebhaber gleich aufschlußreich abgefaßt — zu mancherlei Ergänzung etwa im Hinblick auf A. Kuntzemüllers „Badische Eisenbahnen“ (eine Neuauflage oder wenigstens ein Reprint wäre hier dringend wünschenswert!) an. Daß daraus ein Stück Verkehrs- und Wirtschaftsgeschichte geworden ist, die auch unsere badischen Verhältnisse und Entwicklungen angeht, braucht nicht eigens betont zu werden.

Dr. Helmut Bender

Gustav Adolf Müller, Goethe-Erinnerungen in Emmendingen. Reprint der Ausg. Leipzig 1909, mit einem Nachwort von E. Hetzel. Hrsg. von der Goethe-Buchhdlg. Emmendingen im Verlag Kehler, Freiburg 1982. XVI + 124 S., geb.

In seinem Aufsatz „Goethe in Bötzingen“ (vgl. „Ekkhart“ von 1979) hat der Rez. auf den Mangel an Goethestätten innerhalb der BRD hingewiesen. Was uns hierzuland geblieben, sollte man entsprechend berücksichtigen und pflegen, d. h. in gebührendem Gedenken halten. In diesem Sinn ist die Neuauflage dieses Bändchens durchaus zu begrüßen. Archivar Hetzel hat es verstanden, die heutige Situation mit der damaligen korrespondieren zu lassen, ohne deshalb dem bloßen Lokalkolorit bzw. -patriotismus zu verfallen. Über Emmendingen hinaus dürfte daher diese Publikation nicht nur badische Goethefreunde, sondern die Goethe- und Lenzfrende schlechthin ansprechen. Das auslaufende Goethejahr wurde dabei als der rechte Veröffentlichungszeitpunkt gewählt. Die handlich-hübsche Aufmachung mag das ihre zu günstiger Verbreitung beitragen. Dr. Helmut Bender

Albert Kreuzhage, Tagebuch der Reise nach Baden und dem Schwarzwalde 1836. Hrsg. v. Volker Schupp. Sigmaringen: Thorbecke 1982. 80 S. + 16 Bildtaf. In farb. Überzug geb.

In H. 2 (Juni 1981) der BH veröffentlichte der Hrsg. bereits einige Auszüge dieses von ihm zunächst per Zufall und im Nachhinein mit viel Findigkeit ausgemachten bzw. identifizierten Tagebuchs, das von seinem Verf. keinesfalls zur Publikation bestimmt gewesen sein dürfte. Das Ms. war von Sch. anonym in einem noch nicht geordneten Nachlaß der Univ.-Bibl. Münster gefunden worden; das „Baden“ im Titel führte ihn nach Baden-Baden, dort half das Badeblatt mit seinen Angaben betr. Gäste im Badhotel „Hirsch“ schließlich wei-

ter: ein Universitätsrat Kreuzhage aus Göttingen, in der ADB als „Philosophischer Schriftsteller“ apostrophiert, kann mit Sicherheit als der anonyme Reisende und Tagebuchaufzeichner gelten. Sowohl der Hrsg. (mit seinen Anmerkungen und dem Register) als auch der Verlag (mit den zeitgenössischen Illustrationen, vorwiegend alte Stiche) haben keine Mühe gescheut, das geistreich und instruktiv abgefaßte kleine Œuvre optimal zu edieren. Vor allem werden darin zeitgeschichtliche und topographische Details zu aufschlußreicher Dokumentation gegeben. Es liest sich munter und behaglich und dazu faktenreich in einem, die Zugeständnisse an den Zeitgeist möchte man nicht missen.

Dr. Helmut Bender

Hermann Kopf, Der Turner. Schwarzwaldpaß und Berggasthaus. Waldkirch: Waldkircher Verlagsgesellschaft 1981. 53 S., mit Abb., kart. DM 14,80.

Der Verf., nicht nur als Politiker, sondern zunehmend auch mit seinen landeskundlichen Veröffentlichungen bekannt geworden, hat seine topographisch erschöpfende Studie in Verbindung mit dem alemannischen Institut herausgebracht. Der Turner — d. i. die geschichtsträchtige Paßhöhe auf dem kürzesten Weg von Freiburg nach Bräunlingen und damit aus dem mittleren Breisgau nach dem Schwäbischen. Anhand von zahlreichen archivischen und bereits veröffentlichtem Schrifttum hat Kopf das wechselvolle Schicksal dieser Paßhöhe und dieses wichtigen Straßenknotenpunktes chronologisch dargestellt. Er bezog dabei St. Märgen ebenso wie die nachmalige Höllentalstraße mit ein. Das persönliche Geschick der „Herberge“ und seiner Besitzer bzw. Gastwirte spiegelt so in symptomatischer Weise ein Stück größerer Geschichte. Die chronologische Folge läßt das jeweilige Geschehen anschaulich vorüberziehen, Schwerpunkte bilden sich organisch und thematisch („Der Turner in Kriegszeiten / Das Turnergasthaus“). Die Quellenangaben sind präzise, die Diktion des Ganzen gibt sich sachlich und erweist das Darüberstehen des Autors. Der Verlag hat dem Bändchen Übersichtlichkeit und brauchbares Bild- und Kartenmaterial angedeihen lassen.

Dr. Helmut Bender

Hermann Burte: „Die Seele des Maien“ — Gedichte um Hebel. Herausgegeben durch die Hermann-Burte-Gesellschaft e. V. (Lörrach). Zweite, erweiterte Auflage 1982, Kartoneinband, 86 S. mit

7 Zeichnungen von Hermann Burte. Verlag und Auslieferung Friedrich Resin, Postfach 1720, 7858 Weil a. Rh. DM 12,80.

„Vo syner Füllli zehre
Und ihn frei nobel ehre
Mit Liebi un Verstand!“

So sagte und hielt es Hermann Burte mit Johann Peter Hebel, dessen Lebens- und Schaffensmitte 120 Jahre vor der seinen gewesen ist. Wer sich für Wort und Geist der zwei größten alemannischen Dichter interessiert, wird die Frage aufwerfen, wie es zu verstehen sei, daß der wortgewaltige und eigenwillige Burte dem freundlich-friedlichen Hebel ein uneingeschränktes Loblied gesungen hat. Er ehrte Hebel in vielen Gedichten, schon als Abiturient und noch im hohen Alter, also noch lange, nachdem er selbst für sein reiches Dichterwerk höchste Anerkennung gefunden hatte.

Die 1950 erstmals erschienene Gedichtsammlung „Die Seele des Maien“ hat die Hermann-Burte-Gesellschaft im Verlag Resin, Weil a. Rh., in erweiterter Neuauflage herausgebracht. Sieben Zeichnungen von Burte, wovon die „Bäume im Frühling“ den Einband prächtig zieren, sind den 26 Gedichten und einer Betrachtung Burtes über „Sieben Zeilen von Hebel“ beigegeben. Ein bedeutsames Vorwort schrieb Professor Georg Thürer, Teufen bei St. Gallen (Schweiz).

Dem fragenden Freund der Alemannendichter, der wissen möchte, wie es um das lebenslange Loblied Burtes auf Hebel bestellt ist, gibt dieser Gedichtband selbst die treffendste Antwort: einmal in einfachen und kräftigen, das andere Mal in sehr geistreichen, belehrenden Zeilen. Wer könnte die melodienreiche Sprache Hebels besser beschreiben, als Hermann Burte es in seinem Sonett „Hebel“ in seiner einmaligen „Madlee“ getan hat: „Verzellsch e Gschicht, so lächlet 's Läbe-n-Aim, Erklärsch d'Nadur, verklärsch sie voller Sunne, De singsch e Lied, no bruuscht e ghaime Brunne, Wenn aber briegsch, no gaisterets us em Laim!“ Mannhaft und in einer Art voller Menschenkenntnis stellt sich Burte 1908 vor Hebel, den einst belächelten und dann hochgeehrten Oberkirchenrat und Prälat. Mit dem Propheten Müpfy wird uns vom gradlinigen Dichter ein Menschenschlag vorgestellt, der bis heute noch nicht ausgestorben ist. Burtes Propheten-Schilderung hat zwei Zeitabschnitte. Davon ein Auszug:

— 1789 —

„Was? Dä Präzeptoratsvikari,
Dä Hebel mit sym Verslarifari . . .
So ne Narr, so ne sürmlige Wulkeschieber!
Do isch mer jo ne Süffel no lieber!
E Dichter (sell redt mer kaine us!)
Stoht all mit aim Bai im Narrehuus!“

— 1819 —

„Jä, so henn sie's, die junge Chnabe!
 D'Welt goht erscht mit ihne a,
 Vorher het niemes Hirni gha! ...
 Eine unter de hiesige Alte
 Het im Hebel vo Huuse d'Stange ghalte ...
 Eine het alles das prophizeit:
 Ich, der Müpfy! — Jetz löhnt mi unghet!“
 In manchem Gedicht aus der „Seele des Maien“
 sehen wir Burte mit seinem klaren erkennenden
 und anerkennenden Wort kerzengerade dastehen
 wie die von ihm 1948 gezeichneten Bäume im
 Frühling, die im neuen Blatterschmuck Sturm und
 Wetter trotzen. Aus einem der hochdeutschen Ge-
 dichte in diesem inhaltsreichen Band sollen uns ei-
 nige Zeilen Burtes nachdenklich machen und anre-
 gen, seine tiefe Verbundenheit mit Hebel zu be-
 greifen und in Dankbarkeit für beide, den Worten
 nachzueifern:
 „Schauen lehrtest Du uns
 und fühlen, was unser Eigen,
 Dumpfe Besessenheit wich
 dem bewußten Besitz.
 Danken müssen wir Dir,
 und Wie? In Anstand und Abstand!
 Nicht wie der maulende Schwarm,
 der auf die Schulter Dich klopft.“

Karl Kurrus

Adolf Gängel „Beschauliche Fahrten im Rhein-Neckar-Land“

Zeichnungen von Bruno Kröll, Badenia Verlag, Karlsruhe, 1981.

Im Oktober 1982 verstarb Adolf Gängel 73jährig an Herzversagen und wurde auf dem Friedhof Heidelberg-Ziegelhausen beigesetzt. Mit ihm verlor der Kraichgau einen seiner besten Kenner, denn Adolf Gängel hat sich unermüdlich für diese gesegnete Landschaft eingesetzt. Er hat u. a. die Informationsfahrten für Journalisten angeregt und organisiert, um den Kraichgau als Erholungsgebiet besser bekannt zu machen. Gängel hat sich darüber hinaus mit seiner Feder als Heimatkundler und Geschichtsschreiber des Landes um die Ravensburg und den Steinsberg selbst ein Denkmal gesetzt. Sein letztes Werk sind die „Beschauliche Fahrten im Rhein-Neckar-Land“.

Gängel schreibt in seinem Vorwort, daß Landschaft erleben mehr heißt, als sich umsehen, denn „Steine und Bäume erzählen, Geschichte wird ablesbar an Grabmalern alter Geschlechter, ein Fachwerkhaus wird zum Stichwort des Zeitgeistes. Man kann der Physiognomie der Kirchtürme folgen“. Nach dieser geistigen Konzeption ist das Buch aufgebaut: Steine erzählen (des Kraichgaus Mitte, Ravensburg, Steinsberg, Heimatmuseen

Nordbadens), Augenlust und Erinnerung (Schwetzingen, Wiesloch, die sandige Hardt, Heilbäder, auf dem Weg zum Michaelsberg, südländische Flora), der Bäume wegen (Edelkastanie, Exotenwald Weinheim, Heidelberg, Gingo biloba, Dilsberg), zu den Fachwerkstädten (Ladenburg, Mosbach, Wimpfen, Eppingen, Bretten, Bauschlott usw.), zu Gast (Weinfahrten). So rundet sich das Bild des Rhein-Neckar-Landes, vorgestellt von einem Kenner und Könnner, der die Kostbarkeiten der Natur, aber auch die von Menschenhand geschaffenen, liebevoll beschreibt. Die stille Landschaft des Kraichgaus vorab, die auch heute noch stille Wälder besitzt und fruchtbare Böden, wehrhafte Burgen, bürgerstolze Städtchen, geschichtsträchtiges Durchgangsland zwischen Schwarzwald und Odenwald seit alters. Die „beschaulichen Fahrten“ Gängels gewinnen durch die hervorragenden Fotos Lebendigkeit und Anschauung. Das Buch wird dem Rhein-Neckar-Land viele neue Freunde gewinnen, denn dieses ist immer eine Reise, eine Wanderung oder einen ganzen Urlaub wert.
 Ludwig Vögely

Landesstelle für Umweltschutz Baden-Württemberg — Institut für Ökologie und Naturschutz —, Hrsg.

1. Der Feldberg im Schwarzwald — Subalpine Insel im Mittelgebirge

Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Band 12, Karlsruhe 1982, 526 S mit 315 schwarzweißen und 101 Farb-Abbildungen, Belacron, 60,— DM.

Das hervorragend aufgemachte und ausgestattete Werk (verantwortlich Helga und Kurt Rasbach) tritt in die Nachfolge des längst vergriffenen Buches von Karl Müller, das dieser vor über 30 Jahren im Auftrag des Landesvereins für Naturkunde und Naturschutz über den Schwarzwald geschrieben hat, so den seither gewonnenen neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen Rechnung tragend. Folgerichtig kommen deshalb die Wissensgebiete der Geologie, Geographie, Mineralogie, Klimatologie, Botanik, Zoologie und des Naturschutzes zu Wort. Neun anerkannte Fachleute und Wissenschaftler haben diese Gebiete bearbeitet und sich bei allem wissenschaftlichen Anspruch bemüht, allgemeinverständlich zu schreiben, zugegeben eine schwierige, aber notwendige Aufgabe. Denn das Ziel des Buches — so das Vorwort — ist es, „den interessierten Naturfreunden den Feldberg in seiner Eigenart näher zu bringen, sie vertraut zu machen mit der Landschaft und ihrer Lebenswelt, sie hinzuweisen auf die Besonderheiten dieses Gebietes“, also grundlegende Informationen

zu geben. Dabei wird die Ausnahmestellung des Feldberges deutlich, diese einzigartige „subalpine Insel“ mit dem spezifischen Zusammenwirken von Gestein, Gebirgsbau, Oberflächenform, Klima, Flora und Fauna. Die Sonderstellung des Berges wird so begründet, aber auch der Schutz, dessen er besonders bedarf, wird angesprochen. Das Naturschutzgebiet „Feldberg“ wird zum Mittelpunkt des Buches. Und hier kann in der Tat der Leser viel lernen, der Wanderer wird sich ohnehin angesprochen fühlen und zu vermehrter und gründlicher Beobachtung veranlaßt werden. Er kann so zum Multiplikator des Naturschutzgedankens und der Schutzbemühungen werden, gerade indem er andere, gedankenlose Begeher auf die großen Schäden aufmerksam macht, die sie an Feldberg, Herzogenhorn, Belchen u. a. mit verursacht haben. Ganz sicher aber wird das gründliche, fundierte Werk dem Feldberg neue Freunde gewinnen, denn es hilft, diesen herrlichen Berg besser kennen zu lernen. Das Werk stellt eine glückliche Verbindung wissenschaftlicher Aussage und verständlicher Formulierung dar und ist allen, die jährlich zu Tausenden den hohen Schwarzwald besuchen und erwandern, wärmstens zu empfehlen.

Helmut Maurer, Hrsg. Der Bodensee, Landschaft, Geschichte, Kultur

Bd. 28 der Bodensee-Bibliothek, herausgegeben im Namen des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung und des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br., 1982, 676 S. mit 253 Abbildungen, Leinen 86,— DM. Thorbecke Verlag Sigmaringen.

Im Vorwort gibt der Herausgeber — Prof. Dr. Helmut Maurer — an, daß es ihm darauf ankomme, „sowohl dem Freund von Natur und Geschichte des Bodensees und seiner Landschaft als auch dem sich wissenschaftlich um See und Umland Bemühenden — in Form einer Zwischenbilanz — eine wenn auch nicht vollständige, so doch einigermaßen umfassende Landeskunde des Bodenseegebietes in die Hand zu geben“. Um die Erreichung dieses Zieles bemühen sich 16 anerkannte Wissenschaftler aus den drei See-Anliegerstaaten. Die Gliederung des Buches besteht demnach aus folgenden Themenkreisen: 1. Die Bodenseelandschaft von außen gesehen, 2. Der See und seine natürliche Landschaft, 3. Die Nutzung von See und Umland durch den Menschen, 4. Sprachliche

und künstlerische Äußerungen der Menschen um den See, 5. Vom Zusammenleben der Menschen um den See in Vergangenheit und Gegenwart. Daraus ergibt sich in der Summe der Beiträge eine umfassende und eindrucksvolle, problemaufzeigende Schilderung des Bodenseegebietes. Da nun intime Kenner der einzelnen Fachbereiche zu Wort kommen, wächst aus den verschiedenen Blickwinkeln der Betrachtung heraus die Erkenntnis, daß es viele verschiedene „Bodenseeräume“ gibt. Dazu Helmut Maurer wörtlich: „Was aber noch mehr überrascht, ist die Tatsache, daß auch der See selbst keine konstante Größe war und ist, daß vielmehr etwa der Geologe zu zeigen vermag, um wieviel größer der See vor vielen Tausenden von Jahren gewesen war, und daß — umgekehrt — der Limnologe voraussagen in der Lage ist, daß der See in einigen zehntausend Jahren sehr viel kleiner geworden sein dürfte. Und der Limnologe ist es auch, der die nicht immer erfreulichen Veränderungen innerhalb des Sees als Lebensraum für Pflanzen und Tiere aufzeigen kann.“ Diese Veränderlichkeit des Bodensees und der ihn umgebenden Landschaft wird deutlich, ein Merkmal, das diese gesegnete Region von der Stetigkeit etwa des Schwarzwaldes unterscheidet. Man kann den Autoren, Herausgeber und Verlag nur gratulieren zu diesem hervorragenden Standardwerk, welches das Gesamtbild des Sees in wissenschaftlicher Differenziertheit zeichnet und dies in einer gut verständlichen Sprache darbietet. Ludwig Vögely

Nachdruck: **Heiner Heimberger „Das hölzerne Grabkreuz im badischen Frankenland“** erschienen in der Badischen Heimat, Jahrgang 20 (1933), auf den Seiten 142—151. Von der Arbeitsgemeinschaft Denkmalforschung e. V. wurde die genannte Arbeit für die wissenschaftliche Schriftenreihe „Das Kleindenkmal“ nachgedruckt. Der Wert der Arbeit besteht in der Dokumentation zahlreicher, inzwischen längst untergegangener hölzerner Grabkreuze. Der Nachdruck kann durch Überweisung von 2,50 DM auf das Konto Nr. 14 045 503 der „Arbeitsgemeinschaft Denkmalforschung“ bei der Groß-Gerauer Volksbank (BLZ 508 925 00) mit dem Vermerk „hölzerne Grabkreuze“ erworben werden. Im Preis ist das Porto bereits eingeschlossen. Bitte achten Sie auf vollständige Absenderangaben. Friedrich Karl Azzola

Der Büchertisch

Waldkircher Verlag, Badische Reihe

Bisher sind 10 Bände erschienen.

Band 1

Hermann Albrecht, Der Präzeptoratsvikari (Markgräfler Erzählungen), Zeichnungen von Julius Kibiger, 200 S., geb. 19,— DM

Band 2

Hermann Albrecht, J. P. Hebel, sein Lebensgang, Zeichnungen von Bruno Kröll, 80 S., geb. 14,80 DM

Band 3

Helmut Bender, Geschichten und Erinnerungen aus dem Badischen, Zeichnungen von Rudolf Rieger, 84 S., geb. 14,80 DM

Band 4

J. G. F. Pflüger, Ausführliche Beschreibung Badens anno 1858 mit zeitgenössischen Stahlstichen, 212 S., geb. 19,— DM

Band 5

Hans Blum, Die badische Revolution 1848/49, mit zeitgenössischen Illustrationen, 152 S., geb. 22,— DM

Band 6

Anselm von Feuerbach, Kaspar Hauser, mit Zeichnungen, 128 S., 19,— DM

Band 7

C. F. von Sponeck, Über den Schwarzwald, mit malerischen Darstellungen des alten Schwarzwaldhauses, 152 S., 22,— DM

Band 8

Erich Roth, Vor den Kulissen, geschichtliche und besinnliche Erzählungen aus dem Badischen, 132 S., 17,80 DM

Band 9

Emil Gött, Selbstgespräche (Aphorismen), 96 S., 14,80 DM

Band 10

J. V. v. Scheffel, Der unbekannt Scheffel, Säckinger Episteln, Aus dem Hauensteiner Schwarzwald, Donaueschinger Episteln, mit zeitgenössischen Illustrationen und Zeichnungen, 128 S., 19,— DM

Karl Julius Weber, Reise durch das Großherzogtum Baden

Vorwort von Franz Georg Brustgi, Erläuterungen zu den Illustrationen von Rudolf Hemming, Steinkopf-Verlag Stuttgart, 29,— DM. Dieser Band folgt der 1826 ohne Verfasserangabe erschienenen

Erstausgabe von K. J. Webers Werk „Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“, 1. Bd., und enthält die das Großherzogtum Baden betreffenden Briefe ungekürzt (21.—29. Brief). Die einleitenden Briefe allgemein (1.—9. Brief) und die Briefe über das Königreich Württemberg (10.—20. Brief) sind enthalten in dem Band K. J. Weber „Reise durch das Königreich Württemberg“ (Steinkopf Verlag Stuttgart, 1978)

Kurt Klein, Geheimnisvoller Schwarzwald, Erzählungen, Berichte, Gebräuche, 126 S., 16,80 DM, Morstadt Verlag Kehl, 1980

Gertrud Albrecht, Das weiße Segel, Gedichte, Erzählungen, Kunstgeschichte, mit Zeichnungen von Erika Durban, 118 S., geb. 14,80 DM, Silberdistel-Reihe Nr. 142, Schauenburg Verlag Lahr, 1980

Johannes Kaiser, Singe von dir und Abraxas, Gedichte in alemannischer Mundart mit Linolschnitten von Manfred Kaiser, 99 S., broschiert 9,80 DM, Verlag Schauenburg, Lahr, 1980

Adolf Leibiger, Heiteres und Besinnliches aus dem alemannischen Land, 120 S., Druck- und Verlags-haus Emmendingen, 1980

Wilfried Forstmann, Eduard Haug, Fietrich Pfähler, Gabriele Thiel, Der Fall der Reichsstadt Straßburg und seine Folgen. Zur Stellung des 30. Sept. 1681 in der Geschichte, 224 S., 7 Abb., 3 mehrfarbige Geschichtskarten, Paperback 28,— DM, Verlag Pfähler, Bad Neustadt a. d. Saale, 1981

Neue Folge der Konstanzer Geschichts- u. Rechtsquellen, herausgegeben vom Stadtarchiv Konstanz

1. **Elmar B. Fetscher, Die Konstanzer Seeblätter und die Pressezensur des Vormärz 1840/41**, Bd. XXVII, 1981, 96 S., 2 Abb., 19,50 DM

2. **Reinhold Reith, Der Aprilaufstand von 1848 in Konstanz**, zur biographischen Dimension von „Hochverrath und Aufruhr“, Versuch einer historischen Protestanalyse, Bd. XXVII, 1982, 128 S., 32,— DM

Beide Schriften erschienen im Thorbecke-Verlag, Sigmaringen

Werner Richter, E Armvoll Freud, Gedichte in alemannischer Mundart, Zeichnungen von Fridolin Tschan u. Karlfrieder Elsner, 108 S., Schauenburg Verlag Lahr, 1981

Adrien Finck, Mülmüsik, Gedichte in elsässischer Mundart mit Zeichnungen von Camille Claus, Neue alem. Mundartdichtung, herausgegeben von Raymond Matzen, Serie Elsaß Bd. 2, 120 S., Leinen 18,— DM, Morstadt Verlag Kehl, 1982

André Weckmann, Wie die Würfel fallen, ein Roman aus dem Elsaß, 328 S., Leinen 34,— DM, Morstadt Verlag Kehl, 1982

Lilly Braumann-Honsell, Kleine Welt — große Welt, Frauen erleben ein Jahrhundert am Bodensee, 33 S., Neuaufgabe 1981, Faude Verlag Konstanz-Litzelstetten

Walter E. Schäfer, Johann Michael Moscherosch, Staatsmann, Satiriker und Pädagoge im Barockzeitalter, 1982, 229 S. mit 20 Abb., Leinen 58,— DM, Verlag C. H. Beck, München

2. Der Buchswald bei Grenzach (Grenzacher Horn). Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Band 9, Karlsruhe 1979, 17 Einzelbeiträge, 464 Seiten, 161 schwarz-weiße und 11 Farbbilder, 109 Tabellen sowie 3 Kartenbeilagen, Belacron 48,— DM

3. Der Rußheimer Altrhein, eine nordbadische Auenlandschaft. Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Band 10, Karlsruhe 1978, 17 Einzelbeiträge, 276 schwarz-weiße und 39 Farbbilder sowie 102 Tabellen, Belacron 48,— DM

Diese beiden Bände aus der Reihe der Naturschutzgebiete unseres Landes befassen sich wissenschaftlich mit zwei einmaligen Landschafts- und Lebensgemeinschaften. Im Band Rußheimer Altrhein wird darüber hinaus erstmals ein Gebiet aus

dem nordbadischen Raum monographisch dargestellt. Beide Werke sind hervorragend gestaltet, orientieren umfassend und sind Glieder einer wichtigen Reihe der Bestandsaufnahmen der Landschaftsschutzgebiete. Sie erfüllen damit eine in der heutigen Zeit dringliche Aufgabe und sollten in der interessierten Öffentlichkeit eine weite Verbreitung finden.

Hans Stathen, Führer zu den Stätten der Ur- und Frühgeschichte am Bodensee und Hochrhein. Bodensee-Taschenbuchreihe Bd. 9, 112 S., 12,80 DM, Verlag Stadler, Konstanz, 1982

Walter Vetter, Hrsg., Freiburg in Trümmern 1944—1952, eine Bild- und Textdokumentation, 187 Abb., 192 S., 38,— DM, Rombachverlag, Freiburg, 1982

Badische Landesbibliothek: Die Bad. Landesbibliothek macht auf folgende ausgezeichnete Ausstellungskataloge aufmerksam:

a) **Joh. Michael Moscherosch, Barockautor am Oberrhein, Satiriker und Moralist**, in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Offenburg, Selbstverlag der BLB, 1981

b) **Universale Bildung im Barock, der Gelehrte Athanasius Kircher**, anl. einer Ausstellung der Stadt Rastatt, in Zusammenarbeit mit der BLB, Selbstverlag der Stadt Rastatt

c) **Die Oberrheinlande in alten Landkarten**, vom 30jährigen Krieg bis Tulla (1618—1828), Selbstverlag der BLB, 1981

d) **Abraham a Sancta Clara**, anl. einer Ausstellung der Bad. Landesbibliothek und der Wiener Stadt- und Landesbibliothek, Selbstverlag der BLB, 1982

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Dr. Helmut Bender

In den Weihermatten 1, 7800 Freiburg

Helmut Brutsche

Rote Torstr. 63, 7522 Philippsburg

Rolf Eilers

Häherweg 38, 7800 Freiburg

Dr. Günther Haass

Jahnstr. 9, 7500 Karlsruhe

Klaus Hörter

Staatl. Aufbaugymnasium, 6962 Adelsheim

Dr. Klaus Jonas

5349 Beeler Street, Pittsburgh, PA 15217

Gerhard Layer

Wilhelm-Guntermann-Str. 4,
6967 Buchen-Hollerbach

Wolfgang Lerner

Rathaus Walldürn, 6968 Walldürn

Jürgen Oßwald

Mozartstr. 1, Schutterwald

Dr. Hermann Schmid

Obertor 3, 7770 Überlingen

Dr. Heinz Schmitt

Rittnertstr. 71, 7500 Karlsruhe 41

Dr. Engelbert Strobel

Karlsruher Allee, 7500 Karlsruhe 41

Konrad Sutter

Waldeckstr. 3, 7890 Waldshut

Ludwig Vögely

Tiefentalstr. 35, 7500 Karlsruhe 41

Dagmar Wagner

Mühlstr. 3, 6908 Wiesloch 4